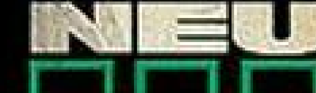
DM 1,80 Band 474
S / Österr. S 13,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Hexenstein

Frankreich F 7,00 / Italien L 1000 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Der Hexenstein

John Sinclair Nr. 474

von Jason Dark

erschienen am 04.08.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Hexenstein

Er sah nichts!

Weder den rasenden Zug noch die Dunkelheit. Er spürte auch nicht die Druckwelle, die ihn mit ungeheurer Wucht gegen die Tunnelwand schleuderte, wo er abprallte, auf die Schienen geworfen und von den Rädern erfaßt wurde.

Wie Kreissägen schnitten sie in Arme und Beine, aber dadurch starb er nicht, denn er war bereits tot… und lebte trotzdem.

Er war ein Zombie!

Irgendwann hatte die höllische Fahrt des Zuges ein Ende. Der Zombie lag zwischen Gleis und Tunnelwand, und zwar so, daß er dem verschwindenden Autozug nachschauen konnte, dessen rote Schlußleuchten von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Der Zombie blieb liegen!

Er konnte nicht aufstehen, es hätte ihn zuviel Kraft gekostet, und er spürte den wütenden Schmerz in seinem Körper. Besonders an der Stelle, wo ihn die Klinge beim Handgemenge mit seinem Gegner getroffen hatte.

Die Wunde würde ihn nicht sein unseliges Leben kosten, schließlich hatte der Dolch dem Zombie gehört, und er war auch nicht aus geweihtem Silber gewesen.

Ein Engländer war sein Gegner gewesen, ein Mann, den er zunächst unterschätzt hatte, der aber das Grauen in dem kleinen Bergdorf Kandersteg hatte stoppen können.

John Sinclair hieß der Mann. Der Zombie würde diesen Namen nie vergessen. Er hatte sich in seinem Inneren eingegraben. Wenn der Zombie irgendwann die Kraft fand, sich aus dem Tunnel zu befreien, wollte er es diesem Sinclair zeigen. Und allen anderen, die ihm in den Weg liefen.

Nur brauchte er auch eine gewisse Unterstützung. Ein starker Helfer mußte her!

Der Tunnel war unter großen Mühen in das Bergmassiv getrieben worden. Er verband das Berner Oberland mit dem Wallis und war ungewöhnlich stark frequentiert. Bei seinem Bau hatte es viele Opfer gegeben. Aber das lag alles zurück, und daran wollte der Zombie, der auf den Namen Thomas hörte und einmal als Oberkellner im *Royal-Hotel Gemmi* gearbeitet hatte, nicht denken.

Ihn interessierte die Gegenwart.

Er mußte überleben. Daß ihm dies gelingen würde, daran gab es für ihn keinen Zweifel, auch wenn ihm der Zug mit seinen scharfen Rädern schwer zugesetzt hatte. Aus diesem Grunde war der Zombie längst nicht mehr so beweglich wie sonst.

Er kroch voran. Den Kopf konnte er kaum heben. Aus seinen starren, leblosen Augen starrte er in den schwachen rötlichgelben Lichtschein, der unter der Decke eine hellere Insel bildete.

Da mußte er hin!

Die Schienen glänzten wie matte Spiegel, und als der Zombie endlich das Licht erreichte, kippte er nach hinten, wo sich in der Tunnelmauer eine Nische befand.

Hier fühlte er sich einigermaßen sicher. Ein Versteck, in dem er vorerst bleiben und seine Wunden lecken konnte. Er hockte in einer schrägen Haltung, mit dem Rücken an der kalten Wand. Doch er als Zombie spürte weder Hitze noch Kälte. Er sah zwar aus wie ein

Mensch, war trotzdem keiner, sondern ein lebender Toter.

Lange hatte er sein Unwesen in Kandersteg getrieben, bis man ihm auf die Spur gekommen war.

Zusammen mit den lebenden Toten, die aus den Gräbern des kleinen Friedhofs gestiegen waren, hatte er das kleine Luxus-Hotel in eine Hölle verwandelt. Seine Tarnung war gut gewesen. Keinem Gast hatte auffallen können, wer sich tatsächlich hinter dem Aussehen des smarten Thomas verbarg.

Eine Bestie in Menschengestalt, ein grauenvolles, seelenloses Monster, gnadenlos und eiskalt. Allein darauf geeicht, Menschen zu töten.

Das war nun vorbei.

Aber nicht für immer.

Thomas spürte, daß er sich rächen mußte. Rächen an den Menschen und auch an einem Mann namens John Sinclair. Aber das brauchte Zeit. Nicht Tage, auch nicht Monate, es konnten ruhig Jahre vergehen. Irgendwann würde er eine Chance erhalten.

Er lehnte den Kopf zurück. Seine Augen waren weit aufgerissen, ohne allerdings etwas erkennen zu können. Aus dem Mund drangen stoßweise keuchende und grunzende Laute.

Er schüttelte sich. Da der Mund offenstand, floß speichelähnliche Flüssigkeit heraus. Er wischte sie weg, als würde sie ihn stören.

Auf seine Helfer konnte er sich nicht mehr verlassen. Die hatte dieser Sinclair getötet. Und als einzelner richtete er auch nicht viel aus. Im Augenblick waren die Menschen wachsam, zu wachsam für ihn, aber er kannte sie sehr gut. Die Zeit heilte alle Wunden. Irgendwann würde Gras über die Sache gewachsen sein, und dann war seine Zeit gekommen, da konnte er zurückschlagen, noch härter und gnadenloser als zuvor. Nur mußte er sich ein Versteck suchen.

In der Nische wollte er nicht bleiben. Die Gefahr einer Entdeckung war einfach zu groß. Der Tunnel wurde regelmäßig überprüft, und noch sollten die Menschen denken, daß es ihn nicht gab.

Ein Ungeheuer brauste plötzlich an der Nischenöffnung vorbei und drückte die Luft als Schwall herein, so daß seine Kleiderfetzen anfingen zu flattern.

Das Rattern der Räder, das Schaukeln der Wagen, die schnell vorbeifließenden, gelblichen Lichtstreifen der Wagenbeleuchtungen - all das gehörte einfach dazu und war ebenso schnell verschwunden, wie es gekommen war.

Fast einen Tag blieb der Zombie in der Nische liegen, ohne entdeckt zu werden.

Er wußte nicht, ob es draußen hell oder dunkel war. Der Tunnel war ein einziges Verlies, da schmolzen die Zeiten zusammen.

Thomas konnte froh sein, daß ihm die rasenden Räder weder Arme,

Beine noch den Kopf abgetrennt hatten. Zwar zeigte sein Körper tiefe Wunden, auch von Stichen, doch aus diesen Wunden floß kein roter Lebenssaft.

Nur ein schleimiges Zeug, gelblich, auch weiß schimmernd, und dazwischen manchmal hellgrün.

Das brachte ihn nicht um. Und was ihn nicht umbrachte, machte ihn auch nicht kampfunfähig.

Wenn Zombies je einen Schock erleiden können, so hatte er einen abbekommen. Aber der ging vorbei. Sein Instinkt sagte ihm, daß es an der Zeit war, den Tunnel zu verlassen und sich woanders für lange Zeit ein Versteck zu suchen.

Thomas kroch aus der Nische heraus. Er stemmte sich wie ein Betrunkener in die Höhe, hatte erst Mühe, das Gleichgewicht zu finden, dann fiel er gegen die Wand, wobei seine Füße auf dem feuchten Untergrund abrutschten und er sich im letzten Augenblick noch an den Schienen stützen konnte.

Schließlich stand er.

Schwankend, kaum in der Lage, sich in Bewegung zu setzen. Sein Kopf pendelte einmal nach vorn, dann wieder nach hinten. Thomas suchte das Gleichgewicht und fand es.

Plötzlich fühlte er sich so sicher, daß er die ersten Schritte wagen konnte. Die Tunnelwand diente ihm dabei als Stütze. Er schabte mit der Schulter ebenso oft dagegen, wie er sich mit der Hand und dem Ellbogen abstützte, aber nur so kam er weiter.

Schritt für Schritt - Meter für Meter. Irgendwann, er hielt den Kopf wieder einmal erhoben, sah er einen dunkelgroßen Umriß - die Tunnelausfahrt.

Gleichzeitig aber wurde sie von einem kompakten Schatten verdunkelt, als ein Zug einfuhr.

Die Stirnlampen der Lok sahen aus wie helle Glotzaugen. Sie näherten sich schnell, die beiden Lichtkegel huschten durch die Finsternis, zerrissen sie an einigen Stellen und hätten den Zombie sicherlich auch erfaßt.

Thomas ließ sich so schnell fallen, als hätte man ihm die Beine unter dem Körper weggezogen. Er landete auf dem Boden, blieb liegen und rührte sich nicht, bis ihn der Spuk passiert hatte.

Danach raffte er sich wieder auf.

Torkelnd wie ein Betrunkener wankte er dem Ausgang zu, erreichte ihn, drückte sich rechts daneben in die Büsche, die unter seinem Gewicht brachen, und dachte daran, daß der Tunnel endlich hinter ihm lag.

Die Hölle hatte ihn ausgespuckt, und das sollten die Menschen zu spüren bekommen.

Nicht heute, nicht morgen - irgendwann…

***

Thomas hatte sein Versteck gefunden. Nicht weit von Kandersteg entfernt, wo es ein Hochtal gab, über das man sich die schlimmsten Geschichten erzählte.

Das Gasterntal.

Eng, unheimlich, durchtost von einem klaren Gebirgsbach. Allein der Zugang zum Tal war ein Abenteuer für sich, denn der schmale Weg führte an der Felswand entlang, wand sich in Kehren durch unheimlich wirkende Tunnels und besaß als Begleiter den stets rauschenden Gletscherbach.

Ein Tal, in dem es Gasthäuser gab, das seine Geschichte hatte und im Winter wie tot wirkte. Die Menschen verließen im Herbst die Gasthäuser und ihre Wohnungen, um nach Kandersteg zu gehen.

Niemand kam auf die Idee, während des großen Schnees freiwillig im Gasterntal zu bleiben. Für den Zombie war es jedoch ein ideales Versteck.

Für Monate fand er dort Unterschlupf, fiel wie ein Biber in den tiefen Schlaf, doch seine Sinne arbeiteten wie Sensoren. Er sandte böse Gedanken aus, denn er wußte, daß es etwas in seiner Nähe gab, mit dem er paktieren konnte.

Noch meldete sich niemand. Thomas gab nicht auf - und hatte Erfolg.

Jemand antwortete ihm.

Schwach, sehr schwach nur, mit Hilfe der Telepathie konnte er aber den Namen der anderen hören.

Es war die Hexe vom Gasterntal!

»Komm!« hörte er sie flüstern. »Komm her. Komm zu mir. Wir beide, wir werden es schaffen…«

»Wo bist du…?«

Er hörte ihre Stimme wieder. »Du wirst mich finden - und befreien…«

»Ja«, antwortete er, »ich werde kommen, und ich werde dich finden, meine Freundin…«

Minuten später schon war das Grauen wieder unterwegs…

***

Kandersteg lag begraben unter einem dicken, gewaltigen Leichentuch. Der Schnee war in diesem Jahr in Massen aus den dunklen Haufenwolken gefallen und hatte das Leben erstickt.

Aber das schien nur so. In den Hotels und Gaststätten rüstete man sich für die Saison, die kurz vor Weihnachten begann. Da kamen die Touristen, die Langläufer und auch die Slalom-Artisten, für die der Schnee mehr war als nur gefrorenes Wasser.

Kandersteg war ausgebucht.

Dennoch konnte man es nicht mit den Rummelorten der Prominenz

vergleichen, wo der Skizirkus alles andere hinwegschwemmte. Vor allen Dingen die winterliche Ruhe, die für viele Menschen wichtig war, denn Spaziergänge in der klaren Winterluft konnten eine wunderbare Erholung bieten.

Dafür war Kandersteg bekannt. Neben dem Wintersport fanden die Besucher noch Zeit, sich zu erholen und die Landschaft, an vielen Stellen noch unberührt, zu genießen.

Ein Traum in Weiß!

Dick verschneite Wege, Bäume mit einer Puderzuckerschicht überzogen, weiße Hänge und ebenfalls eingeschneite und vereiste Berggrate, auf die das Sonnenlicht schien, gebrochen wurde und strahlende Reflexe gegen einen postkartenblauen und wie erstarrt wirkenden Winterhimmel warf.

Häuser, tief verschneit und mit weißen Hauben bedeckt, duckten sich wie Farbtupfer gegen Hänge, auf denen der Tiefschnee lag. Graue Rauchfahnen krochen aus den Öffnungen der Schlote, als könnten sie sich nicht entscheiden, ob sie in die klare Luft steigen oder wieder zurückkehren sollten.

Hoch über allem standen die Eisgletscher!

Ein majestätisches Bild. Stolz grüßten sie hinab in das Tal. Funkelnd vor Licht auf der Sonnenseite und bläulich schimmernd an den Stellen, wo Schatten ihre langen Bahnen warfen.

Eine Landschaft aus spiegelndem Eis, aber wehe dem, der sich darin verirrte und sich nicht auskannte. Er würde in dieser Hölle elendig erfrieren.

Die nicht eingefrorenen Wasserfälle wirkten wie lange, graue Zungen, die in die Tiefe leckten. Sie sprangen über Felsvorsprünge hinweg, an deren Kanten lange Eiszapfen hingen, deren lanzenartige Spitzen wie Dolche aus Eis in die Tiefe wiesen.

Stille hüllte die Bergwelt ein. Das Schweigen des Winters ließ manchen Spaziergänger nur flüstern oder auch vor Ehrfurcht erstarren, wenn er diese grandiose Hochgebirgswelt sah.

Anders war es in den Tälern, wo die Orte lagen. Zwar lief das Leben hier hektischer ab, allein durch die anfahrenden Wagen, aber auch hier hatte der Winter Früchte getragen. Der große Lärm hielt sich in Grenzen, und die oft klirrende Kälte ließ die Bewegungen der Urlauber einfrieren.

Nicht jeder konnte sich den Luxus erlauben und sich zurück in sein Zimmer oder Haus ziehen. Es gab zahlreiche Menschen, die arbeiten mußten.

Zu ihnen gehörte auch Helmut Kaiser. Ein hochgewachsener Mann mit dunklen Haaren und einer ebenfalls dunklen Brille. Helmut Kaiser war Deutscher. Er gehörte zu den Menschen, die während der Saison in den Hotels arbeiteten und dafür nur eine befristete

Aufenthaltserlaubnis erhielten.

Kaiser war angestellt im Royal-Hotel Gemmi. Dort war er Chef de range, praktisch derjenige, der die Brigade der Ober kontrollierte.

Obwohl Helmut Kaiser noch nicht sehr lange diesen Arbeitsplatz innehatte, wußte er über die unheimlichen Vorgänge Bescheid, die sich vor rund zwei Jahren innerhalb des Hotels abgespielt hatten. Er kannte auch Thomas, den Zombie. Dieser Mann war sein Vorgänger gewesen, und wenn die Gäste am Abend an der Bar saßen, sprachen sie natürlich immer wieder über diese unheimlichen Vorgänge, die nie vergessen wurden, denn sie hatten das Hotel erschüttert.

Einheimische gingen sogar noch weiter. Sie redeten davon, daß man Thomas nie gefunden hatte.

Nicht einmal bei einer großangelegten Suchaktion. Es waren keine Überreste entdeckt worden, und man ging schließlich davon aus, daß die Räder des fahrenden Zugs den Zombie vernichtet hatten.

Die Züge fuhren mehrmals stündlich durch den Tunnel, Tag für Tag. Nie war etwas passiert.

Auch Helmut Kaiser dachte kaum an seinen Vorgänger. Zumindest nicht tagsüber. Nur wenn sich die Bargespräche um diese Geschichte drehten, dann berichtete er.

Im Winter wurden die Nächte lang. Wenn Helmut Kaiser Bardienst hatte, kam er nie vor zwei Uhr ins Bett. So war es auch an diesem Mittwoch. Zwei Ehepaare hatten einfach kein Ende finden können und den Champagner fließen lassen. Eines dieser Ehepaare war Stammgast. Vor Jahren hatten sie den Schrecken sogar miterlebt.

Heinz Stahlmenger, ein Mann aus dem Ruhrgebiet und Besitzer eines kleinen Kaufhauses. Er schaute schließlich auf seine Uhr, nachdem ihn seine dunkelhaarige, hübsche Frau mehrmals angestoßen hatte. »Heinz, es wird Zeit, wir müssen gehen.«

Stahlmenger lächelte verschmitzt. Die Augen hinter seinen Brillengläsern begannen zu funkeln.

»Müssen wir wirklich?« wandte er sich fragend an Helmut Kaiser.

Kaiser erhob sich zu seiner vollen Größe. Er überragte 1,90 Meter spielend. »Das liegt an Ihnen, Herr Stahlmenger.«

»Dann gehen wir.«

Stahlmenger bezahlte. So konnte Helmut die Bar endlich schließen. Als er das Licht löschen wollte, hörte er Schritte. Sie waren in der gediegen eingerichteten Rezeptionshalle aufgeklungen. Also befand sich noch jemand auf den Beinen.

Glücklicherweise kein Gast, sondern Herr Contini, der zweite Mann nach dem Besitzer. Herr Contini war derjenige, der alles kannte, der alles wußte, der für jeden Gast Verständnis hatte und sich um die kleinen und größeren Sorgen seiner Besucher kümmerte.

Er trug einen dunkelblauen Anzug und ging nicht vor bis zur

Bartheke.

Neben dem Sitz des Barmusikers blieb er stehen, rückte seine Goldrandbrille zurecht und strich über das kurzgeschnittene schwarze Haar, durch das sich die ersten grauen Fäden wie Spinnweben zogen.

»Alles klar, Helmut?«

»Ja, ich kann schließen.«

»Das ist gut.« Contini sprach schnell. »Haben Sie morgen in der Früh schon Dienst?«

»Nein, erst zum Nachtessen.«

»Ich möchte Sie bitten, etwas früher zu kommen, da wir neue Gäste erwarten.«

»Mach' ich.«

Contini lächelte knapp. »Dann wünsche ich Ihnen noch eine gute Nacht, Helmut.«

»Danke gleichfalls, Herr Contini.«

Helmut Kaiser löschte auch die restlichen Lichter und holte seinen dicken Mantel. Er wohnte nicht am Hotel im Personalanbau, seine Bleibe befand sich einige hundert Meter weiter, abseits der Hauptstraße.

In einem chaletartigen Haus hatte er sich ein Zimmer gemietet, das ihm ausreichte.

Als er nach draußen trat, spürte er die klirrende Kälte, die ihm regelrecht entgegengedrückt wurde.

Kaiser stellte seinen Mantelkragen hoch und klappte die Ohrenschützer der Mütze nach unten.

Glücklicherweise war es windstill. Es hatte auch nicht geschneit, und so schritt er durch einen leeren, fast gespenstisch anmutenden Winterort, in dem alles eingefroren zu sein schien.

Er hörte das Knirschen des harten Schnees unter seinen Sohlen, der dort bläulich schimmerte, wo ihn das Licht der Laternen erreichte. Aus südlicher Richtung hörte er das Rauschen der Kander, eine nie abreißende Begleitmusik bei Tag und Nacht.

Er hielt sich auf der linken Gehseite, wo auch das Hotel lag.

Die kalte Luft machte ihn wieder munter, so daß Helmut Kaiser die Umgebung mit wachsameren Blicken sah. Auch die Berge wirkten dunkel. Sie erinnerten ihn an mitten in der Bewegung eingefrorene Schattenspiele, über die sich jedoch ein letzter heller Glanz gelegt hatte, der von der weißen Schneefläche ausging.

In einem dunklen Blau grüßten die Gletscher, und darüber stand wie ein Bild gezeichnet - der unendliche Himmel mit seiner herrlichen Sternenpracht.

Dennoch sehnte sich Helmut Kaiser nach der wärmeren Jahreszeit. Die allerdings würde hier in Kandersteg, wo zu Ostern meist noch Schnee lag, auf sich warten lassen.

Er ging etwas forscher weiter und hatte schon fast den Weg erreicht, der nach links abbog und zur Kirche führte, als ihm die schnell laufende und leicht schwankende Gestalt auffiel, die ihre Schritte in seine Richtung lenkte.

Im Licht einer Laterne erkannte Kaiser einen relativ kleinen Mann, der wild gestikulierte und schließlich keuchend vor dem Deutschen stehenblieb.

Jetzt erst erkannte Kaiser ihn. Der Mann lebte hier in Kandersteg, war Einheimischer und gehörte zu den Personen, die Stock und Stein kannten. Obwohl Kaiser eine Alkoholfahne entgegenwehte, stellte er fest, daß Giancarlo Grinzer nicht betrunken war, sondern nur völlig verängstigt.

»Was ist los?« fragte Kaiser. Seine Stimme klang ziemlich unwirsch. Er hatte keine Lust, sich länger als nötig in der Kälte aufzuhalten.

Giancarlo Grinzer klammerte sich an ihn. »Ich habe ihn gesehen, verdammt!« keuchte er. Dabei drang Speichel aus seinem Mund, der Kaisers Gesicht traf. »Ich habe ihn gesehen. Hast du gehört?«

»Ja, ja!« Helmut Kaiser drehte den Kopf zur Seite. »Das weiß ich inzwischen. Du hast ihn gesehen. Und wen?«

Grinzer drehte sich um und ließ Kaiser los. Er schaute die Hauptstraße hoch, die mit einer Schicht aus festgefahrenem Schnee bedeckt war. »Er war an der Brücke.«

»Wer denn, zum Teufel?«

Grinzer lachte und nickte zugleich. Er wischte über seinem Mund. In den Barthaaren glitzerte Eis.

»Teufel ist gut!« flüsterte er. »Vielleicht war es sogar der Teufel oder einer seiner Diener.«

»Wer war es nun?«

»Thomas!«

Kaiser lachte leise. »Na und?«

Mit dieser Reaktion war Giancarlo Grinzer überhaupt nicht einverstanden. »Na und, sagst du? Mehr nicht?«

»Was soll ich sagen, verdammt?«

»Das war Thomas.«

»Laß mich in Ruhe!« Kaiser wurde allmählich sauer. »Wenn du deinen Freund Thomas…«

»Er ist nicht mein Freund. Wie sollen lebende Tote meine Freunde sein, Helmut?«

Kaiser war schon einige Schritte gegangen. Als er die laute Frage hörte, blieb er stehen und drehte sich um. »Das möchte ich noch einmal wiederholt haben, Meister.«

Grinzer tat ihm den Gefallen. »Es ist der Thomas gewesen. Dein Vorgänger im Hotel.«

»Lag der nicht im Tunnel?«

»Ja.«
»Dann ist er längst vermodert, Grinzer. Hast du verstanden?« Er ging wieder auf den Bärtigen zu.
»Dein Thomas ist vermodert, zerfallen. Was weiß ich alles.«
Giancarlo starrte den Mann an. »Nein, das kann nicht sein. Ich habe ihn gesehen.«
»Ja, du hast zu viele Obstwässerli getrunken.«
»Stimmt nicht. Ich bin nicht betrunken.« Der Schnee knirschte, als Giancarlo vorging. »Ich habe ihn gesehen, davon bringt mich niemand ab, auch du nicht.«
»Wie lange ist es her, daß er Amok lief? Zwei Jahre?«
»Ungefähr.«
»Mach dir doch nicht ins Hemd, Grinzer! Er kann nicht gesehen worden sein, glaube mir.«
Grinzer nickte. »Du irrst dich. Man hat auch seine Leiche nie gefunden, obwohl sie den Tunnel untersuchten. Viele im Dorf glauben das gleiche wie ich. Aber bei mir ist es jetzt anders. Ich weiß, daß er lebt. Ich habe ihn gesehen.«
»Und was tat er?«
»Er ging durch das Dorf. Er schritt über die Straße und blieb an der Brücke stehen. Dort, wo der Weg zum Bahnhof führt.«
»Und du hast ihn trotz der Dunkelheit erkannt?«
»So dunkel ist es nicht. Der Schnee macht die Nacht hell. Da kann man einiges sehen.«
Helmut Kaiser winkte ab. »Es tut mir leid, aber ich glaube dir kein Wort, Grinzer.«
Giancarlo deutete in Richtung Brücke. »Du kannst mit mir kommen. Ich zeige ihn dir, wenn er noch dort ist.«
»Bitte.«
»Gut, wir gehen auf die andere Seite.«
Beide Männer überquerten die Straße. Grinzer war ängstlicher als der Deutsche. Er schaute sich öfter um, sah dann nach vorn, aber auch nahe der Brücke war es ruhig. Niemand zeigte sich dort.
Bei dieser Kälte hielten sich die Menschen in den Häusern auf, da waren sie sicherer.
Es war nicht weit. Der Weg stieg leicht an. Vor ihnen lagen die von den Bergen in den Ort geworfenen Schatten wie lange, graublaue Flächen. Der Schnee war auf seiner Oberfläche gefroren und funkelte manchmal wie ein Diamantenfeld.
»Wenn ich den an der Brücke nicht sehe, Grinzer, ist etwas im Busch. Das verspreche ich dir!«
»Willst du mich schlagen, Helmut?«
»Nein, dann mußt du einen ausgeben.«
»Umgekehrt auch?«

»Ja.«
»Einverstanden.«
Die letzte Bemerkung hatte Kaiser stutzig werden lassen. So sicher hatte sich Giancarlo nie gegeben. Er mußte tatsächlich etwas gesehen haben. »Ich kann natürlich nicht versprechen, daß er sich noch an der Brücke aufhält«, sagte Grinzer. »Er sah so aus, als wollte er irgendwo hingehen.«
»Aber nicht in unser Hotel - oder?« Die Frage sollte lässig klingen, und Kaiser merkte selbst, wie es in seinem Hals kratzte.
»Das weiß man doch nie.«
Der Gehsteig verengte sich, weil die Häuser etwas vorgebaut standen. Unter anderem auch ein hölzerner Andenkenladen, der ein langgezogenes Dach hatte. Da die Bude selbst tiefer lag als das normale Straßenniveau, konnte ein normaler Erwachsener, wenn er nicht achtgab, leicht mit dem Kopf gegen die Dachrinne stoßen.
Kaiser wußte das natürlich. Da er genau an der Seite ging, duckte er sich - und bekam trotzdem den Schnee in den Nacken. Er fiel auch auf seine Schulter, als hätte man ihn vom Dach geschaufelt.
Kaiser blieb stehen. Er schüttelte sich und sah auf Grinzers Rücken. Der Einheimische merkte erst jetzt, daß sich Helmut nicht mehr an seiner Seite befand.
»Was ist los?« fragte er.
Kaiser schüttelte sich. Der Schnee rann von seinem Mantel. »Mich hat hier irgendeiner beworfen.«
»Ich war es nicht«, erklärte Giancarlo und schaute unwillkürlich zum Dach des niedrigen Hauses hoch.
Da stand die Gestalt. Aufrecht und breitbeinig, damit sie auf der glatten Fläche Halt hatte. Sie zeichnete sich wie ein Scherenschnitt von der hellen Fläche ab. Dahinter befand sich der dunkle Himmel. Es paßte alles, bis auf den Mann selbst. Der hätte eigentlich tot sein müssen, das sah auch Kaiser, und er hörte die Stimme des Einheimischen dünn und zitternd wie brechendes Eis.
»Das ist Thomas…«

***

Helmut Kaiser hatte Thomas nie persönlich kennengelernt, nur Bilder von ihm gesehen. Auf den Fotos war er ein Mensch gewesen. Jetzt sah er zwar auch aus wie ein Mensch, dennoch hatte er sich verändert. Man konnte ihn höchstens noch als Gestalt bezeichnen. Sein Gesicht war kaum zu erkennen. Dafür die Kleidung, die nur noch aus Fetzen bestand. Sie war für diese Kälte viel zu dünn.
Nichts wärmte, aber das brauchte wohl nicht zu sein. Ein lebender Toter fror eben nicht.
Kaiser kam sich vor wie ein Eiszapfen. So stark hatte ihn der Anblick

getroffen. Er dachte über die Fotos nach, die er von Thomas gesehen hatte. Wenn er sie mit der Gestalt verglich, die vor ihm auf dem Dach stand, waren Ähnlichkeiten nicht abzusprechen.

Das konnte Thomas sein.

Der Meinung war auch Giancarlo Grinzer. Er holte hechelnd Luft, bevor er den Arm ausstreckte und einen flüsternden Kommentar abgab. »Das ist er, das ist dieser verfluchte Zombie. Ich erkenne ihn, ich…« Er verstummte, weil sich Thomas plötzlich in Bewegung setzte. Er schob sich auf der knisternden Schneefläche vor, so daß einige kleine Eisstücke in Bewegung gerieten und über die Dachkante rutschten. Sie trafen die beiden dicht davorstehenden Männer, die stumm zuschauten. Nur Giancarlo klapperte mit den Zähnen.

Thomas erreichte den Rand. Kaiser und Grinzer rechneten damit, daß er dort stehenbleiben würde.

Sie irrten.

Urplötzlich ließ sich Thomas fallen. Er kippte nach vorn, steif wie ein Brett. Dabei streckte er noch die Arme aus und spreizte sie so weit ab, daß er einen der beiden Männer erwischen konnte.

Es war Giancarlo Grinzer, der plötzlich die kalte Totenklaue in seinem Gesicht spürte, nachdem sie die Mütze von seinem Kopf gerissen hatte und über die Haare geglitten war.

Grinzer rutschte aus. Er fiel hin, überrollte sich, um den nachgreifenden Zombieklauen zu entgehen, aber die waren flinker.

Bis Kaiser handelte.

Er lief noch einen Schritt, holte weit aus und trat zu. Er traf den Kopf des Untoten. Er hätte ihn auch von den Schultern reißen können, so wuchtig hatte Helmut mit seinem schweren Schuh zugetreten, und er rettete Giancarlo Grinzer das Leben, denn der Zombie mußte ihn einfach loslassen.

Seine Gestalt überschlug sich. Sie rutschte auf der glatten Fläche weiter, drehte sich und landete letztendlich auf der Straße, wo sie im rechten Winkel zum Kantstein liegen blieb. Das Gesicht lag im Schnee, die Gestalt sah so aus, als wollte sie ihn schlucken, und Kaiser ging auf sie zu, um ihr den Rest zu geben.

Dagegen hatte Grinzer etwas. Er raffte sich auf und wankte Kaiser in den Weg. »Nein, das kannst du nicht machen. Er ist stärker als wir. Er bringt uns um!«

»Unsinn, ich…«

Helmut Kaiser verstummte. Der Zombie hatte sich aufgestützt. Er drehte den Kopf, so daß beide Männer sein Gesicht sehen und sich davon überzeugen konnten, daß Thomas vor ihnen stand.

Grinzer nickte noch und sprach seine Gedanken aus. »Großer Vater, er ist es. Er ist es wirklich…«

Helmut Kaiser sagte nichts. Er, der wirklich nicht auf den Mund

gefallen war, beobachtete stumm, wie Thomas sich noch höher drückte und sie anstarrte.

Er hatte kein Gesicht mehr, es war im Laufe der Zeit zu einer widerlichen und bösen Fratze geworden. Schrecklich anzusehen und auf furchtbare Weise entstellt. Nicht daß Fetzen aus dem Gesicht gerissen worden wären und Hautlappen fehlten, nein, es war der Blick und der Schmutz auf der fahlen Haut, der dem Gesicht diesen Ausdruck gab.

Ein lebender Toter gab nie auf. Er versuchte alles, um die Menschen zu töten, die sich in seiner Nähe befanden.

Giancarlo Grinzer wußte dies, er hatte über Zombies gelesen, aber Kaiser schien die Gefahr nicht zu erkennen. Er blieb nicht nur stehen, er bewegte sich sogar auf Thomas zu.

Grinzer bekam ihn soeben noch zu packen. Er hatte mit beiden Händen zugegriffen und riß Kaiser zu sich heran. »Verdammt, wir müssen verschwinden, der macht uns alle.«

»Wieso? Ich…«

Thomas stand schon. Und Kaiser sprach nicht mehr weiter, weil er sah, was der Zombie mit beiden Händen umklammert hielt. Woher der Eiszapfen stammte, wußte keiner von ihnen. Jedenfalls hatte er im Rinnstein gelegen, und er wurde in der Hand des Untoten zu einer mörderischen Waffe. Da wußte auch Kaiser, daß es besser war, die Flucht zu ergreifen, obwohl sich der Zombie nicht sehr schnell bewegte.

Sein Hochheben der Arme geschah im Zeitlupentempo. Den dickeren Teil des Zapfens hielt er mit beiden Händen fest und schwang die Arme nach hinten, so daß der Zapfen über seinem Kopf schwebte.

Da drehten sich die beiden Männer. Sie starteten genau in dem Moment in verschiedene Richtungen, als der Zombie den Zapfen schleuderte, der sich in der Luft einige Male drehte, dann Kaisers Rücken in Hüfthöhe streifte, abprallte und an einer Fensterecke gegen die Holzwand des Hauses schlug. Dort bekam er einen so starken Drall, daß er die kleine Scheibe des Fensters zerstörte.

Die Scherben segelten in das Innere des Hauses, der Eiszapfen aber fiel vor die Hauswand und blieb im Schnee liegen.

Kaiser und Grinzer liefen weg. Hinter dem Haus trafen sie zusammen. Grinzer wartete schon an einer Schneewehe. Er keuchte. In seinen Augen glänzte es feucht. »Verdammt, wir haben Glück gehabt, Helmut. Ich habe es dir gesagt. Du wolltest mir nicht glauben…«

»Ja, schon gut, schon gut. Ich habe dir ja geglaubt.«

»Das meine ich auch.«

»Und jetzt?«

Giancarlo hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Wir müssen die

Leute warnen und ihnen sagen, wer sich hier herumtreibt.«

Helmut Kaiser lachte. »Wenn das so einfach wäre. Nein, mein Freund. Wir können den Ort nicht evakuieren lassen. Tut mir leid, das ist einfach nicht drin.«

»Aber wie…?«

Kaiser legte den ausgestreckten Zeigefinger auf seine Lippen. »Warte ab, mein Freund.«

»Bitte.«

Sie lauschten, denn sie hatten Schritte vernommen. Die Tritte wurden langsam gesetzt, und sie knirschten über den Schnee.

Kam der Zombie? Suchte er sie bereits, um das zu vollenden, was er bereits begonnen hatte?

Keiner wußte es. Die beiden Männer standen wie Eiszapfen in der drückenden Kälte. Ihre Augen waren weit geöffnet, sie schauten in die Richtung, aus der der Zombie kommen mußte.

Kein Schatten erschien neben der seitlichen Wand der Andenkenbude. Auch die Geräusche der Tritte im Schnee nahmen ab. Ein Zeichen, daß sich der Untote von ihnen entfernte.

Kaiser und Grinzer warteten so lange, bis nichts mehr zu hören war. Dann erst lösten sich die beiden aus ihrem Versteck und bewegten sich über den glatten Schnee und im Schutz der Hauswand auf die Straße zu.

Sie war leer.

Selbst auf der gegenüberliegenden Seite war nichts von der Gestalt zu sehen.

»Haben wir geträumt?« fragte Grinzer.

Helmut Kaiser schüttelte den Kopf und deutete zu Boden. »Nein, wir haben nicht geträumt. Da sind Spuren im Schnee, und die stammen nicht von uns. Das war er.«

Grinzer nickte bedächtig. Er starrte in die Nacht, wobei er flüsternd wiederholte: »Ja, das war er. Das war dieser verfluchte Zombie, diese Brut, dieser Untote…«

»Laß gut sein, Giancarlo«, unterbrach Kaiser ihn. »Wir müssen auf jeden Fall etwas unternehmen.«

»Und was?«

Helmut Kaiser hob die Schultern. »Das weiß ich auch nicht genau, aber ich könnte mir vorstellen, daß derjenige sich noch einmal in Kandersteg sehen läßt, der Thomas schon einmal erledigt hat.«

»Du denkst an diesen Engländer?«

»So ist es!«

Grinzer dachte eine Weile nach, dann nickte er. »Ja, Helmut, das ist die Lösung. Vielleicht hat er Zeit und kommt. Eine andere Chance sehe auch ich nicht…«

***

Wer sagt, daß Wintertage in den Großstädten romantisch und herrlich sind, der gehört meines Erachtens zu den Leuten, die andere auf den Arm nehmen wollen.

Gut, wenn der Schnee frisch gefallen ist und noch in den Parks liegt oder an den Ufern irgendwelche Seen und Teiche, die das Stadtbild verschönern, da würde ich noch zustimmen, aber wenn man als Fußgänger oder Autofahrer über gefrorenen Matsch gehen und fahren soll, bleibt von einer Romantik keine Spur mehr. Dann ist das schon alles verdammt bescheiden.

Ich ärgerte mich auch über den Winter, der wie ein weißes Untier über die Insel gekommen war. Er hatte den Schnee und die Kälte gebracht. Die Menschen waren nicht vorbereitet gewesen. Es hatte Tote gegeben, Autos waren in den Schneeverwehungen steckengeblieben, und an manchen Stellen, besonders in den eingeschneiten Orten auf dem Land, war die Energieversorgung zusammengebrochen.

Davon blieben wir in London verschont, doch ich wußte von den Hiobsbotschaften aus den Zeitungen.

Wie viele Londoner hatte ich den Wagen stehenlassen und fuhr mit der U-Bahn ins Büro. Jeden Tag stand ich am Morgen eingekeilt zwischen meinen zeitungslesenden Landsleuten, und auch ich las auf der Fahrt meine Gazette.

Ich kam am Morgen streßfrei an. Suko, der sich mir angeschlossen hatte, ging es ebenso.

Wie immer war Glenda Perkins, unsere gemeinsame Sekretärin, schon anwesend. Der Kaffeeduft schwängerte das Vorzimmer, so daß ich das Leuchten in die Augen bekam, als ich den Morgengruß ins Büro schmetterte.

»Du bist ja heute in Form«, sagte Glenda. »Liegt etwas Besonderes an, John?«

»Nur seine Ohren«, bemerkte Suko.

»Zum Glück«, erwiderte Glenda trocken, »sonst hätte er damit segeln können.«

Ich schlüpfte aus der dicken blaugrauen Lederjacke und schüttelte den Kopf. »Sagt mal, habt ihr euch abgesprochen, mich zu ärgern?«

Glenda lächelte unschuldig und holte eine Tasse aus dem Schrank. »Nein, wie kommst du darauf?«

»Ach, nur so.«

»Möchtest du einen Kaffee?«

»Soll ich mal nein sagen?«

Glenda hob die Schultern. »Wenn du magst, bitte.«

»Ha, das könnte dir so passen. Ich möchte heute morgen sogar zwei Tassen.«

»Das, mein lieber John, muß ich mir noch überlegen.« Sie drehte sich

gekonnt um, und ich schaute auf ihr strammes Hinterteil, das sich unter dem Stoff der seidigblau schimmernden Cordhose sehr deutlich abzeichnete.

Glenda war schon eine Augenweide. Auch der lässig und lang fallende Pullover konnte ihre Figur nicht verbergen. Sie strahlte wie immer einen gewissen Sex aus, und das wußte sie auch.

Ich nahm die Tasse mit ins Büro. Als Glenda sie mir überreichte, lächelte sie sonderbar.

»Was hast du?« fragte ich.

Ihr Lächeln blieb. »Ach, nichts.«

»Doch, da ist was.«

»Wie kommst du darauf?«

Ich hob die Schultern. »Du siehst eben so anders aus. Als wüßtest du etwas, das du mir nicht sagen willst.«

»Stimmt.«

Ich hatte mich schon umgedreht, um das Büro zu betreten, wo Suko bereits hinter dem Schreibtisch saß. Erst stellte ich die Tasse ab, hängte danach noch die Jacke an den Haken und fragte dann: »Was ist denn nun los?«

»Ich habe mir Urlaub genommen.«

»Wie?«

»Ist das ein Verbrechen?«

»Nein, nein.« Hastig winkte ich ab. »Das kommt für mich nur so überraschend.«

»Und für mich auch«, bemerkte Suko.

»Heute werde ich noch bleiben. Aber morgen habe ich dann einige Tage frei. Ich werde wegfahren.«

»Wohin denn?« fragte ich.

»Mal sehen. Vielleicht in die Berge.«

»Reicht dir der Schnee hier nicht?« fragte Suko.

»Das kann man doch nicht miteinander vergleichen. Der Wintersport ist etwas völlig anders, weißt du das nicht?«

»Kommt darauf an«, meinte mein Freund. »Aber wo willst du denn hin?«

»Darüber denke ich noch nach. Ich habe bereits ein Ziel ins Auge gefaßt. Auch Sir James hat zugestimmt. Ich darf also in Urlaub gehen.«

Ich trank die ersten Schlucke. »Welches Ziel meinst du denn, Glenda?«

»Das werde ich dir nicht verraten.« Sie ging zur Tür und schloß sie hinter sich. »Viel Spaß, ihr beiden«, hörten wir sie noch sagen.

Ich blickte Suko an, er mich. Beide schüttelten wir die Köpfe. »Verstehst du das, Suko?«

»Nein.«

»Glenda hat etwas vor, sage ich dir.«

»Warum auch nicht. Sie ist eine erwachsene Frau und kann tun und lassen, was sie will.«

»Ja, das bestreite ich nicht. Mich wundert nur ihre Eile. Davon hat sie uns gestern nichts gesagt.«

»Vielleicht ist es ihr erst nach Dienstschluß eingefallen.«

»Aber so eine Reise muß doch geplant werden. Die kann man nicht übers Knie brechen.«

»Glenda schon.«

Ich zuckte mit den Schultern und widmete mich wieder meiner Kaffeetasse. Die braune Brühe schmeckte wie immer hervorragend. Glenda war die beste Kaffeeköchin der Welt. Ihre fachlichen Qualitäten standen der Kochkunst zudem in nichts nach.

»Bist du sauer?« fragte Suko und beugte sich dabei vor.

»Weil sie fährt?«

»Ja.«

Ich winkte ab. »Unsinn. Ich gönne Glenda den Urlaub. Sie hat ihn sich verdient. Die Berge im Winter sind wirklich etwas Besonderes. Ich würde gern mit ihr fahren.«

»Kannst du doch.«

»Was sagt Sir James?«

»Irgendwann mußt du ja deinen Urlaub nehmen.«

»Klar. Dann kann ich direkt ein halbes Jahr wegbleiben.« Ich dachte nach. »Obwohl mich der Gedanke daran fasziniert, wenn ich ehrlich sein will.«

»Dann mach's.«

Das Klingeln des Telefons bewahrte mich vor einer weiteren Antwort oder Ausrede. »Ist bestimmt für dich«, sagte Suko und schob mir das Drehgestell zu, auf dem der Apparat stand.

Ich nahm ab, meldete mich brav und vernahm eine etwas dünn klingende Stimme. Es war auch kein Engländer, obwohl er englisch sprach, aber er kannte mich, denn er begrüßte mich mit einem locker klingenden »Guten Morgen, Geisterjäger.«

»Ja, Guten Morgen, Mister…«

»Sagen Sie, lieber Herr, oder Grüezi…«

Ich schaltete schnell. »Das hört sich nach Schweiz an.«

»Natürlich. Ich rufe aus Kandersteg an.«

»Ach.«

»Jetzt sind Sie sprachlos, wie?« fragte der Anrufer und fügte ein Lachen hinzu, das mir bekannt vorkam.

»Soll ich Ihren Namen raten?«

»Nein, das würde vielleicht zulange dauern, mein Lieber. Ich werde Ihnen etwas verraten. Heinz Stahlmenger. Kandersteg, der Zombie Thomas, der tödliche Vatertag…«

»Natürlich!« rief ich gedehnt. »Entschuldigen Sie, aber im ersten Moment bin ich nicht auf Sie gekommen. Außerdem ist es noch früh.«

Heinz Stahlmenger lachte. »Hat Ihnen Ihre Sekretärin nichts von meinem ersten Anruf gesagt?«

»Nein. Wann riefen Sie denn an?«

»Vor einer halben Stunde. Als sie hörte, wer ich bin und wo ich mich aufhalte, kam sie sofort auf die Idee, sich ein paar Tage Urlaub zu nehmen und in den Wintersport zu fahren.«

»Nach Kandersteg.«

»Selbstverständlich.«

»Diese Schlange«, sagte ich. »Sie hat mir zwar erzählt, daß sie in Urlaub fahren will, sagte aber nicht, wohin die Reise gehen soll. Ausgerechnet nach Kandersteg.«

»Hier ist es doch herrlich.«

»Stimmt. Das kann ich nicht abstreiten, Herr Stahlmenger. Ich selbst habe mich in den Ort verliebt.«

»Und Ihre Sekretärin will ihn jetzt auch kennenlernen. Aber sie möchte nicht allein fahren. Wissen Sie, Glenda Perkins scheint an Ihnen zu hängen. Sie möchte, daß Sie sie begleiten.«

»Können Sie Gedanken lesen?« fragte ich.

»Nein, warum?«

»Weil ich vorhin darüber nachdachte, daß ein Urlaub jetzt sehr schön sein kann.«

»Ja, das stimmt. Wir haben herrliches Wetter. Der Schnee liegt dick, Sie werden sich erholen können. Wir könnten die Abende an der Bar aufleben lassen, wenn Sie, John, die Sache erledigt haben.«

»Welche Sache?«

Bisher hatte Heinz Stahlmengers Stimme locker geklungen. Das änderte sich blitzartig, als er mir die Antwort gab. »Thomas ist wieder aufgetaucht!«

An diesem Morgen schaltete ich nicht sehr schnell. »Thomas«, wiederholte ich murmelnd. »Helfen Sie mir mal auf die Sprünge.«

»Der Zombie oder Teufelsdiener. Sie haben im Tunnel gegen ihn gekämpft, und er ist vom Zug gefallen und zwischen die Räder des Zuges geraten. Aber jetzt ist er wieder da.«

Ich saß steif auf meinem Platz. Plötzlich sah ich alles wieder vor mir. Nicht den Ort oder das Royal-Hotel Gemmi, nein, den durch den Tunnel rasenden Zug, und ich sah auch die bleiche Gestalt des Zombies, der sich auf dem Zug befunden hatte und zwischen den Autos umherturnte. Er hatte damals fliehen wollen, aber ich war ihm auf den Fersen geblieben und hatte ihn stellen können.

Der Kampf zwischen uns war mörderisch gewesen. Ein Fight auf Leben und Tod. Ich hatte ihn schließlich gewonnen und Thomas vom Zug gestürzt. Ein ungutes Gefühl war bei mir zurückgeblieben, denn

ich war nicht dazu gekommen, ihn mit einem gezielten Treffer völlig zu vernichten. Und jetzt sollte er zurückgekehrt sein?

»Sind Sie noch dran, John?«

»Ja, das bin ich.«

»Was sagen Sie dazu?«

»Erst einmal nichts.«

Stahlmengers Stimme wurde ernst. »Es ist kein Witz. Ich hätte Sie zwar auch gern wiedergesehen, aber nicht auf diese Art und Weise. Er ist wieder da. Man hat ihn gesehen. Zwei Zeugen waren es, auf die wir uns verlassen können.«

»Ich glaube Ihnen.«

»Werden Sie kommen?«

»Das muß ich wohl.«

»Sie können ja Ihre Sekretärin mitbringen. Das Problem der Unterkunft haben Herr Contini und ich schon für Sie beide geregelt. Sie können im Gemmi wohnen.«

»Fantastisch.«

»Dann steht Ihrer Abreise nichts im Wege?«

»Höchstens mein Chef.«

»Aber John. Den können Sie doch überzeugen. Ich glaube auch nicht, daß Sie hier Urlaub haben werden. Noch ist nichts passiert. Ich rechne aber fest damit, daß Thomas nicht ohne Grund erschienen ist. Er sucht Opfer, aus welchen Gründen auch immer.«

»Ja, Heinz, Sie haben recht. Sollte er tatsächlich zurückgekehrt sein, kann es eine mittlere Katastrophe geben.«

»Meine ich auch. Wir werden Sie in Zürich abholen lassen. Sie telefonieren mir bitte nur noch durch, wann Ihre Maschine dort landet. Der Airport ist frei.«

»Und wie kalt ist es bei euch?«

»Oh, richtig winterlich. Aber es gibt Mittel, die wärmen durch. Sowohl von außen als auch von innen.«

»Die werden wir dann probieren.«

»Ich freue mich, John.«

Suko hatte mitgehört. Jetzt grinste er von einem Ohrläppchen zum anderen. »Winterurlaub, John, hast du nicht davon gesprochen?«

»Zumindest daran gedacht.«

»Jetzt kannst du los.«

»Sicher.« Ich nickte und blickte gleichzeitig zur Tür, weil ich nach Glenda rufen wollte. Vielleicht hatte sie mitgehört oder an der Tür gelauscht.

Jedenfalls betrat sie langsam das Büro und lächelte dabei verschwörerisch.

»Du hast es gewußt«, sagte ich.

»Klar.«

»Und Sir James?«
»Hat nichts dagegen, daß du fliegst.«
»Was ist mit dir?«
»Ich nehme offiziell Urlaub und begleite dich. Während du hinter dem Zombie herjagst, begebe ich mich auf die Bretter.«
»Toll.«
»Finde ich auch.«
»Du kannst schon packen. Wir werden gegen Mittag fliegen. Die Karten liegen bereit. Am Abend können wir bereits in Kandersteg sein. Und morgen früh stehe ich schon auf den Brettern.«
»Langlauf oder Slalomschreck?« fragte Suko.
»Das erste.«
»Ist auch besser so«, sagte ich. »Eine Sekretärin mit Gipsbein oder Gipsarm ist auch nicht das Wahre.«
»Was traust du mir alles zu, John?«
Ich stand auf und legte meine Fingerspitzen unter ihr Kinn. Dabei schaute ich Glenda in die Augen, sah darin das verräterische Glitzern und erwidert: »Sehr viel, meine Liebe, wenn nicht alles…«
»Wir werden sehen, John…«

***

Erwachte Kandersteg am Morgen zum Leben, so war das Schweigen der winterlichen Bergwelt vorbei. Man hatte die Strecke, die zur Autoverladung führte, als Ortsumgehung gebaut, aber auf den Straßen herrschte dennoch Betrieb. Dick vermummte Menschen, zum größten Teil mit Skiern bepackt, liefen zu den Loipen oder den beiden Liften, wovon einer zum Oeschinensee hochführte und der andere zu einem weiten Hochtal, das den Namen Sunbühl führte.
Nur ins Gasterntal ging niemand. Hier war die Natur noch unberührt. Da hatte niemand den Schnee niedergewalzt.
Der Weg, der sehr kurven- und kehrenreich in das Tal hineinführte, begann am Ortsende von Kandersteg und mitten im Wald. Bis hierher verliefen sich noch die Spaziergänger, danach war Schluß.
Und doch gab es einen, der den Weg hinein ins Gasterntal gefunden hatte. Spuren im tiefen Schnee zeugten davon, und es waren die gleichen Abdrücke, wie Helmut Kaiser und Giancarlo Grinzer sie in der Nacht gesehen hatten.
Der Zombie war unterwegs!
Kälte, Eis und Schnee störten ihn nicht. Auch nicht der scharfe Wind, der hin und wieder über den Weg wehte und Schneewirbel kreisen ließ.
Er dachte nur an die Stimme.
Es war die Stimme einer Fremden. Trotzdem kam sie ihm schon so vertraut vor. Die Hexe vom Gasterntal hatte ihn gerufen. Sie mußte

sehr mächtig sein, denn sie hatte einmal das Tal beherrscht.

Aber das war lange her. Menschen war es gelungen, sie zu fangen, aber nicht zu töten. Sie hatten sie verbannt, und den Ort wollte Thomas finden.

Das Tal lag um einige hundert Meter höher als der Ort Kandersteg. Der Hinweg war für den ungeübten Wanderer ziemlich beschwerlich, doch wer trainiert war, betrachtete ihn als einen herrlichen Spaziergang.

Dem Zombie war es gleich, ob die Strecke bergauf- oder bergab führte. Er spürte nichts, er war kein Mensch, er hatte keine Gefühle. Ihm machten Kälte und Hitze nichts aus, er ging wie eine Maschine und tauchte auch so in den ersten Tunnel ein, durch den die Straße führte.

Der Zombie stutzte plötzlich, als er in den Schnee hinausging und Spuren darin fand.

Spuren von Skiern…

Bevor er den Tunnel verließ, hob er witternd den Kopf. Er konnte die Menschen riechen, die zu seinen potentiellen Opfern gehörten. Sie besaßen eine typische Ausstrahlung, die ihm vom Wind entgegengeweht wurde. Aber hier nahm er nichts wahr.

Vorsichtig ging er die letzten beiden Schritte, um anschließend wieder im tiefen Schnee zu versinken, der ihm an einigen Stellen bis zur Hüfte reichte.

Rechts von ihm befand sich die graue Wand. Auf den Vorsprüngen lagen Schneehauben. Es waren auch einige weiße Flächen an der Wand zu erkennen, wenn der Wind den Schnee vor sich hergeschoben oder verweht hatte, aber am meisten fielen die gewaltigen Eiszapfen auf, die über die Kanten hinweg nach unten hingen und mit ihren Spitzen bedrohlich über dem Kopf des Zombies schwebten.

Er stampfte weiter. An der linken Seite begleitete ihn das rauschende Geräusch eines Gletscherflusses, der von den hohen Berggraten nach unten floß und später in die Kander mündete.

Das Wasser schimmerte graugrün. Wo es über die gewaltigen Steine schoß, schnellte und hüpfte, wirbelte Gischt auf, so daß die Fluten aussahen wie Schaumstreifen.

Ein grandioses Bild, auch im Winter. Der Zombie kümmerte sich nicht darum. Unentwegt bewegte sich der untote Leib weiter, dabei den Spuren der Skier folgend.

Der nächste Tunnel erschien vor ihm. Wie auch der erste war er eine krumme Röhre. In seinem Innern stand die Kälte wie eine Wand. Die Temperaturen lagen hier zweistellig unter dem Gefrierpunkt.

Und der Untote wankte weiter. Er war über und über mit Schnee bedeckt. Die weiße Pracht klebte an seiner Kleidung, sie pappte im Gesicht ebenso wie an den Armen und Beinen.

Er fror nicht.
Zudem hörte er plötzlich eine Stimme. Die Hexe rief ihn.
»Gleich bist du bei mir, mein Freund. Ich warte auf dich. Ich freue mich darauf…«
»Ja, ich komme…«
»Geh über die Steinbrücke. Danach wirst du den Stein im Wasser liegen sehen. Du kannst ihn nicht verfehlen. Er sieht aus wie ein schräg liegendes Buch.«
»Ich werde ihn suchen und finden…«
Bis zur Brücke mußte er noch einige Kehren umwinden. Manchmal ging er im Schatten der Felswand weiter, dann wiederum an der anderen Seite des Wegs, wo ein Sicherheitsgitter den Spaziergänger vor einem Absturz bewahrte.
Nach der folgenden Rechtskurve sah er den Beginn der Brücke. Ein Monument aus Gebirgssteinen, mit einer hohen und breiten beiderseitigen Brüstung versehen und einem großen Halbbogen aus Stein darunter. Er überspannte die Flußbreite und gab der Brücke den nötigen Halt. Unter dem Bogen schäumte das Wasser her. Hier war die Schlucht am breitesten, später würde sie sich wieder verengen.
Der Zombie wanderte über die gebogene Brücke, sank tief in der weißen Pracht ein und verfolgte gleichzeitig die Spuren, die Skier hinterlassen hatten.
Zwei Menschen waren vorbeigefahren, denn Thomas sah vier Spuren im Schnee.
Ihm sollte es recht sein…
Er hatte die Worte der Hexe nicht vergessen. Nicht weit von der Brücke entfernt sollte an der rechten Seite der Hexenstein liegen, in dem die Hexe gefangen worden war. Er hatte lange genug in Kandersteg gelebt, um auch den alten Aberglauben zu kennen, nach dem Garsterntalwanderer vor dem Hexenstein stehenbleiben und einen kleinen Stein darauf werfen sollten. Blieb der geworfene Stein darauf liegen, durfte der Wanderer passieren und hatte, der Legende nach, den Segen der Hexe erhalten.
Es lagen zahlreiche Kiesel und flache Steine auf der Schräge. Fast jeder Spaziergänger versuchte es, wenn er die Stelle passierte. Und im Sommer waren es nicht wenige.
Hinter der Brücke durchschnitt er eine Linkskurve. An der linken Seite strömte jetzt der Bach entlang. Er war hier nicht so tief, so daß der fast viereckige, große, schrägstehende Stein deutlich hervorschaute. Auf ihm lag eine dünne Eisschicht, in der viele Kiesel gefangen waren.
Thomas verlangsamte seine Schritte. Die letzten Meter schlich er dahin und blieb dicht am Rand des steilen Abhangs stehen. Unter dem schäumte das grüngraue Wasser wie eine lange, nie abreißende Zunge

vorbei. Er sah nur den Stein.

Auf telepathischem Wege nahm er wieder mit dem Bösen Kontakt auf. »Ich bin da!«

»Das weiß ich, mein Freund.«

»Und wo bist du?«

Er hörte ein Kichern, und es kam ihm vor, als hätte der Stein zu ihm gesprochen. »Ich stecke vor dir. Man hat mich gebannt. Ich will, daß du mich befreist.«

»Wie kann ich das?«

»Du mußt die Bibel holen…«

Er riß die Arme hoch und ging zurück. Dabei schüttelte er sich wie ein nasser Hund, so daß Schneeflocken von seinem Körper flogen. Das Wort Bibel hatte ihn gestört. Er haßte es, wenn solche Dinge ausgesprochen wurden.

Die Hexe schien seine Befürchtungen bemerkt zu haben. »Keine Sorge, es ist die Gasternbibel. Wenn du sie geholt hast und eine bestimmte Seite aufschlägst, wirst du mich befreien können, denn dort stehen die alten Worte. Man hat sie damals niedergeschrieben, damit sie nicht in Vergessenheit geraten.«

»Wo finde ich das Buch?«

»Gehe ins Tal und gehe den Weg durch, bis du an das Gasthaus *›Zum Steinbock‹* gelangst. Dort befindet sich die Bibel. Das Haus ist menschenleer, die Bewohner haben es im Winter verlassen, aber die Bibel ließen sie zurück. Sie schlossen sie ein.«

»Wenn ich sie habe, komme ich zurück?«

»Ja, dann wirst du reden.«

Der Zombie spürte den Wind, der aus der Höhe kam und gegen seinen Körper wuchtete. Schnee wurde in die Höhe geweht und wie eine lange Fahne über das Wasser getragen.

»Hast du alles verstanden?«

»Das habe ich. Aber ich möchte dich gern sehen. Ich habe dich gehört, ich weiß, daß wir zusammengehören. Kannst du dich nicht zeigen, Hexe?«

»Ja, das versuche ich. Konzentriere dich und schau dabei auf den Stein. Sieh genau hin, blicke nur ihn an, denn er allein ist wichtig. Da ich durch dich Unterstützung gefunden habe und das Böse sich hier konzentriert, könnte es mir gelingen.«

»Ich warte…«

Thomas starrte nur den Stein an. Er nahm sein gesamtes Blickfeld ein. Noch blieb er normal. Er sah nur das glatt wirkende Wasser, das über ihn hinwegfloß, manchmal direkt sprang und hinter dem Stein zu einem schäumenden Wirbel wurde.

Aber die Hexe hatte nicht gelogen. Innerhalb des Steingefüges tat sich etwas.

Die Umrisse blieben, der Stein veränderte sich nicht. Er wurde weder größer noch kleiner. Aber aus der Tiefe stieg etwas hervor. Zuerst war es nicht zu erkennen, weil es aussah wie ein Gebilde aus Spinnweben.

Dann wurde es deutlicher.

Zwei Augen, eine Stirn, Haare - ein Gesicht. Uralt, unheimlich, verbraucht aussehend. Eingefallene Wangen, eine klumpige, dennoch spitz wirkende Nase und darunter ein verkrümmter Mund.

Die Hexe!

Sie zeigte sich jedoch nur in Umrissen, als hätte jemand mit einem Stahlnagel das Gesicht in den Stein geritzt.

»Du siehst mich?« hörte Thomas ihre Frage.

»Ja.«

»Ich habe nicht gelogen. Ich bin da…«

»Aber du kannst den Stein nicht verlassen - oder?«

»Nein, ich werde erst wie du, wenn es dir gelingt, die Bibel zu holen und daraus vorzulesen. Dann kannst du mich erkennen, dann wirst du mich ganz sehen, wenn ich aus dem Stein klettere und dich begleite. Ich werde an deiner Seite sein und…« Ihre Stimme wurde schwächer, auch die Umrisse blieben nicht mehr so klar. Es sah so aus, als würde das über den Stein huschende Wasser sie auslöschen.

Sekunden später zeigte er wieder seine normale breite Fläche, auf der die kleinen, von Wanderern geworfenen Steine lagen.

Der Zombie wußte Bescheid. Er war den Weg nicht umsonst hochgegangen, und das lange Warten im Tunnel hatte sich für ihn gelohnt. Er drehte sich um, stemmte sich gegen den Wind, der gedreht hatte und scharf in sein Gesicht schnitt, wovon er nichts merkte. Die Schlucht öffnete sich. Weit mehr als die Hälfte des Weges lag hinter dem Zombie. Der Rest war ein Kinderspiel.

Er wußte nun, daß die Hexe existierte, und war beruhigt. Doch ein anderes Problem gesellte sich hinzu. Die vier Spuren im Schnee, wo zwei Langläufer hergefahren waren.

Menschen - Beute…

Der Wind drang aus dem offenen Tal in die Schlucht hinein. Er wirbelte den Schnee vom Boden hoch und drehte ihn zu Spiralen, die gegen den wandernden Zombie wuchteten.

Ihm machte es nichts aus. Stur ging er seinen Weg, kämpfte sich, als er das Ende der Schlucht erreichte und das eigentliche Gasterntal betrat, auch durch den Tiefschnee, wobei er einmal bis zur Brust einsank und sich hektisch sowie mit unwillig klingenden Lauten befreite. Er wandte sich nach rechts und sah dort eine fast freie Fläche. Der Schnee war zur Seite geschaufelt worden. Man hatte einen Weg geschaffen, der zu einem Haus führte, das völlig eingeschneit war. An den Seiten türmten sich die Schneehaufen, auf dem Dach lag die dicke, schwere und weiße Pracht.

Das Haus hatte zwei Kamine. Und aus beiden stieg eine weißgraue Rauchfahne, manchmal vermischt mit kleinen, glühenden Holzteilen, die raketenartig in die klare Luft geschossen wurden.
Der Zombie blieb stehen. Er beugte sich nach vorn. Es sah so aus, als würde er fallen, aber er hielt sich auf den Beinen und schnüffelte wie ein Tier.
Er hatte etwas gerochen.
Menschen!
In seinem fratzenartigen Gesicht zuckten die dünnen Wangen, als er sich mit staksigen Schritten in Bewegung setzte…

***

Dieter Birner und Jeanette Masic, beide Schweizer, hatten sich auf der Uni in Zürich kennengelernt.
Sie studierten Ökologie und wollten Umweltforscher werden. Die gemeinsame Liebe zur Natur führte sie zusammen.
Birner stammte aus Adelboden. Dieser Ort, noch höher gelegen als Kandersteg und auch berühmt für seine Skimeisterschaften, lag in einem Nachbartal.
Als Einheimischer kannte Dieter selbstverständlich auch das Gasterntal, wußte um dessen Legende, aber auch um dessen Berühmtheit und Unberührtheit.
Vor einigen Jahren hatte man hier die Außenaufnahmen zur Neuverfilmung des Streifens »Via Mala« gedreht. Da war die Umwelt durch das Filmteam gestört worden, aber das lag so weit zurück, daß darüber kaum mehr gesprochen wurde.
Im Sommer kam jeder in das Gasterntal hinein, im Winter war es schwieriger. Nicht allein die Witterung trug daran die Schuld, es ergab sich auch ein anderes Problem.
Wo sollte man wohnen?
Zwar existierten einige Gasthöfe, nur wurden die beim Einbruch der kalten Jahreszeit verlassen und verriegelt.
Dieter Birner hatte Beziehungen. Deshalb erhielt er auch die Erlaubnis, für drei Wochen mit seiner Verlobten ins Gasterntal zu ziehen, und zwar dort, wo das Tal begann und die enge Felsschlucht aufhörte.
Der Wanderer betrat eine weite Hochebene, eingerahmt von schroffen Bergen, deren felsige Wände mehrere Wasserfälle ausspieen. Die Wassermassen sammelten sich in einem kleinen See, der den Gebirgsbach der Gasternschlucht speiste.
Vier Tage bewohnten die beiden jungen Leute jetzt eine Gaststätte, die den Namen *»Waldhaus«* trug.
Er bestand zurecht, denn das Haus war aus Holz gebaut, schon sehr alt, schief, dazu mit einem krummen Dach, aber im Innern sehr

gemütlich und vor allen Dingen warm, denn der gewaltige Kachelofen gab eine solche Hitze ab, daß er das gesamte Haus erwärmte.

Dieter und Jeanette hatten sich zurückgezogen, um endlich mal allein sein zu können, allerdings wollten sie auch ökologische Studien betreiben, zudem bereitete sich Dieter auf seine Promotion vor.

An diesem Morgen waren sie länger in den alten Betten geblieben und hatten sich geliebt. Jeanette kuschelte sich noch wohlig in die Kissen, während Dieter bereits im Gastraum arbeitete.

»Jeanette?« schallte seine Stimme hoch.

»Ja.« Sie gab ihrer Stimme einen müden Klang.

»Willst du nicht aufstehen?«

»Nein.«

Sie hörte sein Stöhnen und lächelte spitzbübisch. »Komm, mach keinen Ärger. Du weißt, daß wir heute einiges vorhaben. Zudem kommt gegen Mittag der Wagen mit dem Nachschub von Kandersteg hoch. Also raus aus den Federn!«

Jeanette quängelte. »Hol mich doch.«

»Nein, es ist bereits zehn Uhr. Ich bin dabei, das Frühstück zu machen.«

»Was gibt es denn?«

»Das gleiche wie gestern. Müsli.«

»Auch Kaffee?«

»Aber nur, wenn du endlich aufstehst.«

»Erpresser!« rief sie zurück.

»Das ist deine Schuld, Liebling. Du hättest früher aus den Feder kriechen sollen.«

»Es ist so schön warm.«

»Hier unten auch.«

Jeanette merkte, daß sich ihr Verlobter nicht umstimmen ließ. Außerdem war es wirklich besser, wenn sie aufstand, da am Mittag der Nachschub anrollte.

Sie schwang die schlanken Beine aus dem Bett. Jeanette trug nichts als ihre blanke Haut. Sie war sehr schlank und hatte einen knabenhaften Körper.

Elektrisches Licht stand den beiden nicht zur Verfügung. Sie mußten, wenn es dunkel geworden war, auf Petroleumlampen zurückgreifen. Auf einer Kommode stand die Schüssel mit Wasser, Dieter hatte Schnee hereingeholt und tauen lassen, deshalb war es noch sehr kalt. Jeanette bekam eine Gänsehaut, als sie sich wusch und anschließend die Zähne putzte.

Sehr schnell stieg sie in ihre Kleidung. Auf einen BH verzichtete sie, dafür streifte sie ein Hemd über und schlüpfte anschließend in den dicken, gestreiften Norwegerpullover, dessen Saum die gleiche grüne Farbe hatte wie die Thermohose, die bei dieser Kälte mehr als nötig

war. Das Haar kämmte sie nicht. Jeanette hatte Naturlocken. Sie hatten sie von ihrem jugoslawischen Vater geerbt.

Über die Holztreppe schritt sie nach unten. Die Holzschuhe klackten bei jedem Auftreten. Es war nicht zu überhören, daß jemand in den Gastraum kam, wo die beiden die Tische zusammengeschoben hatten und nur den größten für sich beanspruchten.

Dieter erwartete sie und sah ihr entgegen. »Na, ist es nicht warm?« fragte er.

»Schon fast zu warm.«

»Warte ab, die Temperaturen fallen. Außerdem müssen wir noch raus und uns die markierten Bäume ansehen.«

»Meinst du, daß sie stark unter der Kälte zu leiden haben?« fragte das Mädchen.

»Ja, aber sie widerstehen. Und ich will genau herausfinden, weshalb.«

»Du bist wieder von einem Arbeitseifer, der mich abschreckt.« Jeanette ließ sich am Tisch nieder, den ihr Verlobter bereits gedeckt hatte. Der Kaffee, auf dem alten Ofen mit der Eisenplatte gekocht, war noch heiß und tat sehr gut.

Sie tranken ihn aus dicken Steingutbechern, saßen sich gegenüber und blickten sich über die Ränder der Tassen hinweg an, Jeanette sah das Lächeln in den Augen ihres Verlobten und fragte, als sie den Becher wegsetzte: »Ist was?«

»Nein.«

»Weshalb schaust du mich so an?«

»Weil ich dich mag.«

»Das mußt du noch beweisen.«

»Wieso? Ich habe dir oft genug gesagt…«

Sie winkte hastig ab. »Sagen ist leicht, handeln ist da besser. Du hättest mich noch im Bett lassen sollen, das wäre besser gewesen.«

»Nein, auch Strenge gehört zur Liebe. Nimm was von dem Müsli. Es schmeckt gut, sättigt und ist gesund.«

Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Beide aßen und hingen ihren Gedanken nach. Bis das Mädchen auf die Idee kam und das Radio einschaltete. Es lief auf Batterie. Der Empfang war nicht besonders, aber das Rauschen nahmen sie in Kauf.

»So fühle ich mich wohler«, sagte Jeanette. »Und wenn wir wieder in Zürich sind, gehen wir in die Disco. Da tanze ich eine Nacht durch, bis die Socken qualmen.«

»Ich lösche sie dann.« Mit einem Stofftuch wischte sich Dieter den Mund ab und stand auf.

»Wo willst du hin?« fragte Jeanette, weil sie sah, daß ihr Verlobter zur Tür ging.

»Ich muß Holz für den Ofen holen. Wir haben nicht mehr genug.

Kommst du mit?«

Jeanette schaute aus dem kleinen Fenster in die weiße Winterwelt und schüttelte den Kopf. »Nein, ich räume ein wenig auf und spüle das Geschirr.«

»Wie du willst.«

Die schnee- und wasserfeste Kleidung hatten sie über die Garderobenhaken neben der Treppe gehängt. Innen vor der Tür standen, auf einem ausgebreiteten Aufnehmer, die dicken Schneestiefel, in die Dieter Birner schlüpfte.

Er winkte seiner Verlobten, die am Tisch stand, kurz zu und öffnete die Tür.

Eisige Luft wehte in den Raum, so daß Jeanette trotz des wärmenden Pullovers die Schulter fröstelnd in die Höhe schob. Ihr Verlobter wollte schon gehen, als ihn ein Ruf zurückhielt.

»Dieter!«

»Was ist denn?« Er drehte sich um.

Jeanette schaute ihn an. Sie sah plötzlich besorgt aus. Der Ausdruck lag auch in ihren Augen. »Gib auf dich acht, mein Schatz!«

»Ja, natürlich, aber wieso sagst du das plötzlich? Ich fahre doch nicht weg. Ich gehe nur um das Haus und hole Holz.«

»Trotzdem.« Ihr Gesicht verdüsterte sich. Schatten flossen über ihre Wangen. »Ich habe so ein komisches Gefühl, als würde irgend etwas passieren.«

»Man hat keinen Schneesturm angesagt, hier gibt es keine wilden Tiere mehr, der Schnee ist auch nicht so hoch, als daß man darin versinken könnte, wir leben in einer winterhaften Postkartenromantik. Was also willst du mehr?«

»Es war nur so gesagt.«

»Okay, meine Liebe. Bis gleich.« Er schlüpfte durch die Tür und zog sie sofort hinter sich zu.

Jeanette sah ihm noch durch die Scheibe nach, bis er nach rechts verschwunden war.

Ich weiß nicht, ob das richtig gewesen ist, sich hier einzuigeln, dachte sie und machte sich daran, den Tisch abzuräumen. Zum Spülen brauchte sie heißes Wasser. Sie stellte eine Schüssel auf den Ofen und goß Schneewasser hinein.

Als sie nach einer Viertelstunde mit dem Abwasch fertig war, wollte sie nachsehen, wo Dieter blieb.

So lange dauerte es doch nicht, einige Scheite Holz zu holen.

Ob er noch zu den Bäumen gegangen war, die sie untersuchten? Wenn ja, war sie sauer, da hätte er wenigstens etwas sagen können.

Jeanette schrak zusammen, als sie draußen einen dumpfen Laut hörte. Irgend jemand mußte gegen die Wand geschlagen haben, genau dort, wo sich der Holzstapel befand. Hoffentlich war er nicht

umgekippt und hatte Dieter unter sich begraben.
Eigentlich konnte das nicht der Fall gewesen sein, denn die einzelnen Holzstücke waren fest verankert worden. Dieses Geräusch mußte eine andere Ursache gehabt haben.
Eigentlich hätte Jeanette nachsehen müssen. Aber sie wollte nicht in die Kälte. So blieb sie im Gastraum und wartete.
Zehn Minuten wollte sie ihrem Verlobten noch geben. Ihr Blick fiel auf die alte Uhr an der Wand.
Sie zählte mehr als 70 Jahre, lief aber noch.
Die Minuten vergingen. Allmählich ging Jeanette die Stille auf die Nerven. Sie war schon froh, wenn im Kamin das Feuer knisterte.
Die zehn Minuten waren fast um, als das Mädchen andere Geräusche vernahm. Das Knirschen des harten Schnees draußen. Wenig später tappende Geräusche auf dem Holzvorbau.
Langsam erhob sich Jeanette. Sie kannte die Schritte ihres Verlobten, die hörten sich anders an, auch wenn er schwer zu tragen hatte.
Jeanette lief zur Seite, um aus dem Fenster zu schauen. In diesem Augenblick wurde die Tür mit großer Wucht auf gestoßen.
Jeanette sah sie wie einen Schatten in den Raum schwingen.
Und dann flog, von zwei Händen geworfen, die blutüberströmte Leiche Dieter Birners in den Raum!

***

Das ist ein Alptraum. Das darf alles nicht wahr sein! Nein, das gibt es nicht in Wirklichkeit. Du mußt dich geirrt haben. Öffne die Augen, und alles ist vorbei!
Diese und ähnliche Gedanken schossen Jeanette Masic durch den Kopf, bis sie merkte, daß sie nicht träumte.
Es war die Wahrheit!
Schock und Schrecken machen zuerst sprachlos. So auch bei Jeanette. Sie stand unbeweglich auf dem Fleck und starrte die blutüberströmte Gestalt ihres Verlobten an. Eines toten Verlobten. Um das feststellen zu können, brauchte sie keinen Arzt.
Allmählich löste sich die Starre. Es begann am Gesicht. Die Unterlippe zitterte zuerst, danach der gesamte Mund, dann die Wangen und plötzlich der Körper.
Erst sanft und leise drang der Schrei in ihr hoch. Ein schluchzender Laut, Zeuge eines tiefen seelenfressenden Schmerzes, der jedoch immer lauter wurde und sich zu einem nervenzerfetzenden Kreischen steigerte. Schließlich hatte der Laut nichts Menschliches mehr an sich.
Die Tür stand offen, frostige Kälte drang in das Gasthaus, der Schrei fand seine Bahn. Er fuhr hinein in das weite Tal und wurde als Echo zurückgeworfen.
Da stand ein liebender Mensch, der seinen Schmerz über den Tod

seines Partners hinausschrie. Vögel, die hier überwinterten, flatterten in die Höhe und flogen erschreckt davon.

Dann ebbte der Schrei ab. Die Stimme versagte. Jeanette spürte, wie ihre Beine nachgaben. Die Knie wollten das Gewicht nicht mehr halten. Sie ging taumelnd zurück, ohne es selbst zu merken.

Jeanette war totenbleich geworden. Und als sie den Kopf hob, sah sie den Mörder.

Er stand in der offenen Tür.

Aufgewirbelter Schnee umrieselte ihn wie ein dünner Vorhang. Er legte sich auch vor sein Gesicht, das Jeanette trotzdem erkennen konnte.

Es war eine böse Fratze.

Und es paßte zu der Gestalt, die Lumpen trug, von Wunden gezeichnet war und einen tumben Gesichtsausdruck hatte. Der Mund stand offen, und die Augen wirkten wie zwei glanzlose Laternen.

Der Killer stand breitbeinig. An den Füßen trug er zerfetztes Schuhwerk. Die Arme baumelten rechts und links des Körpers herab. In der rechten Hand hielt er die Axt.

Damit wurde das Holz zerkleinert, doch dieser unheimliche Killer hatte sie als Mordwaffe zweckentfremdet.

Er bewegte sich leicht. Einmal schwang er nach vorn, fing sich wieder und kippte zurück. Fiel aber nie um, er hielt sich, sah schwach aus, das aber war er auf keinen Fall.

Er hatte Dieter Birner getötet und starrte jetzt Jeanette an.

Auch sie sah in das fremde Gesicht, entdeckte aber kein Erkennen in den Augen.

Wie tot wirkten sie…

Und auch der Mörder. Er glich mehr einem Toten als einem Lebenden. Noch immer stand er in der Tür, umtanzt von feinen Schneekörnern. Sein Körper bildete eine Silhouette, und erst jetzt bewegte er pendelnd seinen rechten Arm.

In der Hand schaukelte die Axt mit!

Ein Zeichen für Jeanette. Ihren Verlobten hatte er schon getötet, jetzt war sie an der Reihe.

Der Killer ging vor. Er hielt den Kopf schräg. Diese Haltung verstärkte den tumben Ausdruck in seinem Gesicht noch, und sie steigerte auch die Angst der jungen Frau.

In ihrem Magen schienen Steine zu liegen. Sie wußte nicht mehr, was sie denken sollte, ihr Blickfeld wurde voll von diesem maschinenhaften Monster eingenommen.

Es betrat den Raum.

Zwar setzte es seine Beine ein wenig plump vor, dennoch kippte es nicht um, nur bei jedem Zurückziehen des Fußes schleifte die Sohle über den Holzfußboden und gab ein Geräusch von sich, das an das

Singen einer Kreissäge erinnerte.

Die Worte entsprangen ihrem Unterbewußtsein. Sie dachte nicht darüber nach und sprach sie einfach aus, formulierte sie zu einem simplen Gebet. »Lieber Gott, zeig mir einen Ausweg… bitte…!«

Der Zombie tat den nächsten Schritt, und dabei schwang er bereits den rechten Arm mit dem Beil hoch. Die scharfe, dunkel gefärbte Schneide schien für einen Moment in der Luft zu stehen, bevor sie sich nach unten senkte und dicht über den Bohlen einherschwang. Jeanette vernahm den pfeifenden Laut, der ihr einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

Noch einen Schritt weiter, und der Zombie hatte sie erreicht. Dann würde er zuschlagen und sie töten.

Töten!

Dieses eine Wort ließ in ihrem Kopf die Alarmklingel rasseln. Das Schrillen schmerzte, unter der Schädeldecke tobte es sich aus, und ihr Gesicht versteinerte.

Der Zombie schlug zu.

Ihr kam es vor, als wäre ihre letzte Sekunde angebrochen…

Daß sie dem Hieb trotzdem entging, erschien ihr wie ein Wunder. Sie hatte sich im letzten Moment zur Seite werfen können, die mörderische Waffe wischte an ihr vorbei und jagte in die Tischplatte!

Um den nächsten Hieb führen zu können, mußte der Zombie das Beil erst mühsam aus dem Holz hervorziehen.

Jeanette gewann kostbare Sekunden. Sie hatte sich nach ihrem Sprung fangen können, nur ein Stuhl war umgekippt, sie selbst stand auf den Beinen und direkt im Kältezug, der ihr durch die offenstehende Tür entgegenwehte.

Ihr Gesicht war feuerrot, da tat die Kälte gut.

Der Killer war noch immer damit beschäftigt, die Axt aus der Tischplatte zu ziehen. Seine beiden Hände, deren Haut aufgeschwemmt wie dicker Teig wirkte, umklammerten den Griff und zogen gemeinsam.

Da rannte Jeanette los. Um schneller zu sein, schleuderte sie die Holzschuhe von den Füßen.

Auf dem glatten und feucht gewordenen Holzboden rutschte sie dicht vor der Tür noch aus und driftete nach rechts, wobei sie gegen die Türkante fiel, sich dort abstützen konnte und einen Moment später ins Freie sprang.

Ihre Füße versanken im Schnee, bald reichte er bis zu den Kniekehlen. Es war eine mühsame Sache, im tiefen Schnee zu laufen, deshalb warf sich Jeanette nach rechts, um auf den Weg zu gelangen, den Dieter geräumt hatte.

Die Kälte war böse und bissig. Sie drang schon sehr schnell durch die Haut, aber Jeanette spürte sie in diesen Augenblicken der

schrecklichen Angst nicht. Sie mußte rennen, um dem Tod zu entfliehen, der ihr im Nacken saß.

Rutschend und stampfend rannte sie auf dem Weg. Er endete nach ungefähr hundert Metern. Dann mußte sie wieder durch den tiefen Schnee, durch den der Killer sie jagen würde.

Trotz allem hatte Jeanette Masic einen großen Fehler begangen. Sie hätte nicht den bequemen Weg wählen sollen. Es wäre besser gewesen, sich gleich durch den Schnee zu kämpfen und zu versuchen, die Schlucht zu erreichen.

Jeanette, noch auf dem geräumten Weg, drehte sich um. Da sah sie den Zombie. Sie glaubte, ihr Herz würde vereisen.

Der Mörder hatte das Haus bereits verlassen. Vor der Tür hob sich seine unheimliche Gestalt ab, mit schon erhobener und wurfbereiter Axt.

Auf die Schneide der Klinge fiel ein Lichtstreifen aus dem Azurblau des Himmels. Sie leuchtete für einen winzigen Moment auf.

Ein Todesleuchten, denn der Zombie schleuderte das Beil.

Es kam schnell, zu schnell für Jeanette, und es überschlug sich einige Male in der Luft.

Jeanette wollte weg. Sie rannte in ihrer Panik weiter auf dem Weg. So hatte sie keine Chance. Die Axt riß sie in die Dunkelheit des Todes…

***

Kandersteg hatte mich wieder!

Ich kannte den Ort ja schon und auch die kurvige Zufahrt, bevor man ihn erreichte.

Glenda und ich waren vom Flughafen abgeholt worden. Das Hotel hatte einen Wagen nach Zürich geschickt. So konnten wir beide auf der Reise die winterliche Umgebung genießen.

»Wie im Märchen«, flüsterte meine schwarzhaarige Sekretärin. »Es ist wie im Märchen.«

»Was?« fragte ich.

»Der Schnee.«

Ich hob die Schultern und drückte mich tiefer in die Polster des Mercedes. Der Wagen war mit griffigen Winterreifen ausgerüstet, so überwand er auch die ziemlich steilen Abschnitte bei Kandergrun.

An den Seiten sah ich die Hinweisschilder auf die Autoverladung Lötschbergtunnel. Wir waren nicht allein unterwegs. Die meisten steuerten die Verladestation an, um mit ihren Fahrzeugen auf den Autozug zu fahren, der sie ins Wallis brachte.

»Kennst du auch die Namen der Berge?« fragte Glenda, die nur noch aus dem Fenster schaute.

»Ja.«

»Dann zähle sie mal auf.«
Ich winkte ab. »Nein, ich bin nicht in der Schule. Außerdem habe ich einige vergessen.«
»Du bist ein schlechtes Vorbild, John. Ich will sie dir sagen. Blümlisalp, Doldenhorn, Balmhorn, Fründenhorn…«
Ich klatschte in die Hände. »Woher weißt du das?«
»Man muß sich eben vorher informieren.«
»Wunderbar, meine Liebe. Wenn du so gut Bescheid weißt, wirst du dich sicherlich in Kandersteg zurechtfinden.«
»Heißt das, daß du mich wegschicken willst?«
»So ungefähr. Ich werde mich allein auf die Suche machen, falls Thomas wieder aufgetaucht sein sollte.«
»Aber ich…«
»Glenda, du bist gekommen, um hier Urlaub zu machen. Das solltest du nicht vergessen.«
»Ja, ja, immer ich.«
Ich streckte meinen Arm aus und deutete über den leeren Beifahrersitz. »Da vorn beginnt bereits Kandersteg.«
»Das habe ich schon gesehen.«
»Wie ist deine Meinung?«
Glenda lächelte. »Ich glaube schon, daß mir der Ort gefallen könnte. Hier ist nicht soviel Rummel wie woanders.«
»Ja, das hält sich in Grenzen.« Ich drehte mich zum Fenster. »Im Sommer herrscht hier weniger Betrieb. Da gibt es Tage, wo der Ort ausgestorben ist.«
»Ist dann keiner mehr…«
»Nein, so meine ich das nicht. Die Leute sind dann auf den Bergen. Viele nehmen Kandersteg als Ausgangspunkt für ihre Touren. Dann wirkt der Ort verträumt und schön.«
Im Winter sah es wirklich anders aus. An den Straßenseiten türmten sich Schneewälle. Man hatte die weiße Pracht nicht vollständig von der Fahrbahn geräumt. Der Wagen rollte über eine glatte, nicht sehr dicke Schneeschicht.
Ich erklärte Glenda einiges, was ich über Kandersteg wußte. Wir rollten an den ersten Hotels und Pensionen vorbei. Auch an kleinen Chalets, die an Touristen vermietet wurden. Manchmal enthielten sie auch drei oder vier Ferienwohnungen.
»Wo liegt das Hotel?« fragte Glenda.
»An der Hauptstraße, linke Seite.«
Den Fahrer kannte ich nicht. Er mußte neu sein. Es lag schon zwei Jahre zurück, daß ich in Kandersteg mein Unwesen getrieben hatte. Erinnerungen wurden wieder wach. Ich dachte an die schrecklichen Szenen im Hotel, das damals von drei lebenden Leichen überfallen worden war. Sie waren durch die großen Glasfronten an der Rückseite

gekommen und hatten die Gäste beim Dinner überfallen.
Nun, es war relativ glimpflich abgelaufen. Sollten sich aber die Angaben des Zeugen bewahrheiten und Thomas, der Anführer, wieder unterwegs sein, sah es abermals böse aus.
Wir fuhren die letzten Meter. Ich sah bereits das im Landhausstil gebaute Hotel. Es lag, wie alle anderen Häuser auch, verschneit hinter einem künstlich angelegten, zugefrorenen Teich.
Auch die Zufahrt zum Hotel war geräumt worden. Die Schneehaufen lagen so weit entfernt, daß jeder Gast bequem aussteigen konnte. Direkt vor dem Eingang hielt der Wagen an.
Der Fahrer stieg aus und öffnete Glenda die Tür. Ich verließ den blauen Mercedes ebenfalls so rasch wie sie, stemmte die Arme in die Hüften und schaute mich um, während ich gleichzeitig die klare, kalte Winterluft einatmete.
Sie war so herrlich rein. Noch besser als im Sommer. Ein blauer Himmel lag wie eine unendliche Decke über den schneebedeckten Graten und Gipfeln. Die Gletscher grüßten uns mit ihren blanken Zungen aus bläulich schimmerndem Eis.
Auf den Gehsteigen sah ich dick vermummte Spaziergänger. Auch ich hatte den Kragen meiner Jacke hochgestellt. In der Tasche steckte eine mit Fell gefütterte Wollmütze.
Glenda trug ebenfalls dicke Winterkleidung. Eine Thermohose und eine gefütterte Steppjacke. Nur so konnte man die Temperaturen aushalten. Unser Fahrer hatte die Haube des Kofferraums hochgeklappt und begann damit, das Gepäck auszuladen. Ich wollte ihm dabei zur Hand gehen, er wehrte aber ab, zudem drückte jemand die Glastür des Hoteleingangs von innen her auf, blieb auf dem kleinen Steinpodest stehen und breitete die Arme aus.
»Mr. Sinclair, ich heiße Ihre Partnerin und Sie herzlich willkommen.«
Ich drehte mich um und lachte.
Auch der Mann strahlte. Natürlich kannten wir uns. Es war Herr Contini, die gute Seele des Hauses, die hier zur Begrüßung vor die Tür getreten war.
Ich freute mich über die Herzlichkeit, mit der ich willkommen geheißen worden war. Auch Glenda wurde begrüßt, als wäre sie längst ein Stammgast hier.
Wir hatten zwei Einzelzimmer bestellt und auch bekommen. »Treten Sie ein, um das Gepäck wird man sich kümmern«, sagte Herr Contini und führte uns in die warme Halle.
Schon jetzt brannte der Kamin. E befand sich in der Bar, doch der Widerschein der Flammen huschte auch über den Teppichboden in der Rezeption.
»Sie haben etwas verändert!« stellte ich fest.
»Wieso?«

»Neue Möbel in der Lobby.«
»Das ist richtig, Mr. Sinclair. Es mußte sein.« Contini hob die Schultern. »Sie kennen ja den Besitzer. Wenn er nicht umbauen oder neu einrichten kann, ist er nicht glücklich.«
»Das kann ich mir vorstellen.«
Glenda stand neben mir und sah sich ebenfalls um. Herr Contini bemerkte dies und fragte, ob es ihr gefiele.
»Ja«, sagte sie und nickte heftig. »Es ist wunderschön hier. Da wird der Urlaub zum Erlebnis.«
Contini deutete eine Verbeugung an. »Ich danke Ihnen, Miß Perkins. Wir werden uns bemühen, Sie in jeder Hinsicht zufriedenzustellen. Darf ich Ihnen dann die Zimmer zeigen?«
»Gern.«
Mit dem Lift fuhren wir in die erste Etage hoch. Dort befand sich der breite Gang, den ich schon kannte. Herr Contini ging vor. Am Ende des Ganges lagen unsere Räume. Es existierte auch eine Verbindungstür, die sich im Bedarfsfall öffnen ließ.
Gediegen eingerichtet und groß genug waren die Zimmer. Das Bad blitzte vor Sauberkeit, die Handtücher dufteten frisch, als Willkommensgruß stand eine Schale mit Obst auf dem Tisch, und es lagen auch einige Zeitschriften bereit.
»Gefällt es Ihnen, Miß Perkins?«
»Sehr schön.« Glenda stand am Fenster und blickte durch die Scheibe auf die herrliche Bergwelt.
Ich ging zu ihr.
»Der Garten wird Ihnen verändert vorkommen«, erklärte Herr Contini.
Da hatte er recht. Auf dem Pool lag eine dicke Eisschicht. Alles wirkte wie eingefroren, aber ich sah auch die Liegestühle im Schnee. Drei von ihnen waren belegt. Sie standen im Schein der Sonnenstrahlen, die so wärmten, daß sich zwei nur mit Bikinis bekleidete Frauen bräunen konnten.
»Wäre das nichts für dich?« fragte ich Glenda.
Sie nickte. »Nicht schlecht.«
»Okay, du kannst es dir ja überlegen.«
»Und du?«
Ich strich über ihre Wange. »Vergiß nicht, daß ich dienstlich hier bin.«
»Wolltest du nicht noch ein paar Tage dranhängen?«
»Mal sehen.«
Glenda reckte sich. »Ich werde jetzt ein Bad nehmen. Danach sehen wir weiter.«
»Tu das.«
Herr Contini führte mich in mein Zimmer. Unterdessen wurde das

Gepäck gebracht. Als der Helfer sein Trinkgeld erhalten und wieder verschwunden war, drehte ich mich um und sah Herrn Contini an. Dessen Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Er wirkte längst nicht mehr so freundlich und fröhlich wie bei unserer Ankunft. Jetzt war das Gegenteil der Fall.

Die sonnenbraune Haut spannte sich hart über den Wangenknochen, ich entdeckte auch den ernsten Ausdruck in seinen Augen und sah das Nicken des Mannes.

»Sie haben Sorgen!« stellte ich fest.

»Ja, das kann man wohl sagen.« Contini holte tief Luft. »Ich wäre froh gewesen, wenn sich die Zeugen geirrt hätten, aber das sieht nun leider nicht danach aus.«

»Wieso?«

»Vor gut einer Stunde fanden wir zwei schrecklich zugerichtete Leichen. Er ist also wieder unterwegs. Thomas ist nicht tot.«

Ich starrte ihn an. »Wo fanden Sie die Leichen?«

»Im Gasterntal.«

»Das kenne ich nicht.«

»Es ist ein Hochtal und im Winter unbewohnt. Dennoch hatten sich zwei Studenten in einem Gasthaus einquartiert. Wie ich hörte, wollten sie Forschungen betreiben. Er arbeitete zudem an seiner Promotion. Sie, seine Verlobte, half ihm dabei. Es muß die beiden kalt erwischt haben. Die Männer, die ihnen Lebensmittel hochbrachten, fanden ihn im Haus. Das Mädchen lag tot im Schnee. Momentan ist unser Arzt dabei, die Leichen zu untersuchen.«

Ich war bleich geworden. Nie hätte ich gedacht, so schnell mit den brutalen Tatsachen konfrontiert zu werden.

»Gehen wir wieder nach unten?« fragte mich Herr Contini. »Dort können wir alles bereden. Vielleicht wollen Sie die Toten auch sehen.«

»Nein, das wohl nicht, aber Sie haben recht. Lassen Sie uns gehen. Jede Minute ist kostbar.«

Diesmal nahmen wir die Treppe. In der elegant eingerichteten. Halle standen vier Spaziergänger, die ihre Schlüssel holten und noch unter dem Eindruck ihrer Wanderung standen, denn sie schwärmten von dem herrlichen Tag. Zum Essen verabredeten sie sich im Hotel.

Dann der Besitzer. Er sah mich, seine Augen wurden groß, er lächelte und drückte mir beide Hände.

»Fein, fein, daß Sie den Weg wieder zu uns gefunden haben.« Sein Gesicht wurde schlagartig ernst.

»Sie werden sicherlich schon vernommen haben, was geschehen ist.«

»Herr Contini berichtete es mir.«

»Bitte, Mr. Sinclair, versuchen Sie alles, um das Grauen endlich zu stoppen.«

»Ich werde mich bemühen.«

»Sie entschuldigen mich dann, ich muß mich leider noch um andere Dinge kümmern.«

»Verständlich.«

Der Besitzer ging. Erst jetzt fiel mir der hochgewachsene Mann auf, der im Hintergrund gewartet hatte. Er trug bereits seine Berufskleidung, einen schwarzen Frack.

»Das ist Herr Kaiser!« stellte mir Contini den Mann vor. »Er ist der Zeuge, der Thomas gesehen hat und in unserem Hause sein Nachfolger geworden ist.«

Herr Kaiser war noch größer als ich. Durch die Gläser seiner Brille schaute er mich an und sagte:

»Wir haben auf Sie gewartet, Mr. Sinclair. Ich hoffe, daß Sie auch diesmal den Fall lösen werden. Den ersten kenne ich nur vom Hörensagen.«

»Damals war es schlimm.«

»Und es könnte heute noch schlimmer werden«, fügte Herr Contini hinzu.

Ich wandte mich an den Zeugen und bat ihn, einen Bericht abzugeben. Kaiser ließ sich nicht lange bitten. Er war ein guter Beobachter und erklärte knapp und präzise, ohne dabei etwas Wichtiges zu verschweigen.

Sehr aufmerksam hörte ich ihm zu und nickte, als er mir den Zombie genau beschrieb.

»Ja, das ist Thomas gewesen. So habe ich ihn noch in Erinnerung, obwohl der Fall länger zurückliegt.«

»Anscheinend läßt er Kandersteg in Ruhe und hat sich das menschenleere Gasterntal ausgesucht. Weshalb?« fragte Contini.

»Die Frage wollte ich Ihnen gerade stellen.«

Contini hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen darauf keine Antwort geben.«

»Vielleicht ich, meine Herren.«

Von uns unbemerkt, war ein Mann erschienen, dessen Stimme ich noch in Erinnerung hatte. Als ich mich umdrehte, sah ich ihn. Er stand nahe der Treppennische, lächelte und kam auf mich zu, um mich zu begrüßen. »John Sinclair«, sagte er, »es ist lange her, daß wir uns gesehen haben.«

»Und trotzdem haben wir uns erkannt.« Ich lachte.

»Ja, gemeinsam durchstandene Gefahren schweißen eben zusammen«, erklärte er.

Heinz Stahlmenger war ein Mensch mit Humor. Als ich ihn anschaute, hatte sein Gesichtsausdruck jegliches Lächeln verloren. Die Augen zeigten einen sehr ernsten Ausdruck, die Lippen waren leicht gekrümmt, und er hob die Schultern. Dann nahm er seine Brille ab, um die Gläser zu säubern. In seinen Augen lag ein Ausdruck, der

Furcht zeigte, die in ihm wühlte, »Sie haben vorhin vom Gasterntal gesprochen, wo die beiden Toten gefunden worden sind. Und Sie suchen ein Motiv, das ich zu kennen glaube.«

»Und welches?«

Stahlmenger räusperte sich, bevor er antwortete. »Das Gasterntal und die Hexe vom Gasterntal.«

Ich schaute ihn ebenso fragend an wie Contini, der sich schließlich gegen die Stirn schlug. »Natürlich, diese Sache. Daß ich darauf nicht gekommen bin.«

»Was meinen Sie?«

Heinz Stahlmenger blickte Herrn Contini an. »Soll ich ihm die Geschichte erzählen?«

»Das wäre nett. Sie sind ja schon fast ein Einheimischer. Ich muß mich um andere Dinge kümmern.«

»Gut.« Stahlmenger deutete in die Lobby hinein. »Gehen wir, dort ist es bequemer.«

Wir fanden unsere Plätze in einer Sitzecke. Die Sessel waren nicht zu weich gepolstert. Zudem glichen sie mehr den Stühlen aus der Zeit des Rokoko, so geschwungen war die Linienführung der Sitzmöbel.

Stahlmenger kam noch nicht sofort zum Thema. Er wollte wissen, wie es mir in der Zwischenzeit ergangen war.

Ich lachte leise. »Sie können sich ja vorstellen, was in zwei Jahren alles passieren kann. Und es ist viel geschehen, sage ich Ihnen, aber ich habe überlebt.«

»Das freut mich.«

»Sind Sie, Herr Stahlmenger, noch mit irgendwelchen außergewöhnlichen Dingen in Kontakt getreten?«

»Nein, auch bei mir zog der Alltag ein. Sie wissen ja, ich habe ein Kaufhaus in Schwerte, die Konkurrenz ist groß. Da bedarf es einiger Anstrengungen und Ideen, um durchzukommen.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Ein Ober erkundigte sich nach unseren Wünschen. Wir bestellten beide Tee.

Als er gebracht wurde und wir die ersten Schlucke genommen hatten, drehte sich Heinz Stahlmenger um und schaute durch die breite Fensterscheibe nach draußen, wo auf den kahlen Zweigen der Bäume eine helle Puderschicht lag.

»Das ist wie ein Wintermärchen«, sagte er und räusperte sich. »Man kann sich kaum vorstellen, daß in die unberührte Natur des Gasterntals das Grauen eingezogen ist.«

»Sie kennen das Tal?«

»Ja, und auch seine Geschichte.«

»Aber nicht die echte Historie?«

»Nein, das nicht. Oder die auch.« Er beugte sich vor. »Es gibt da noch

eine alte Sage, die sich um das Gasterntal dreht und die man von jedem Einheimischen hören kann.«

»Eine Hexen-Legende?« Er nickte. »So ist es.«

»Erzählen Sie.«

Stahlmenger holte tief Luft und trank einen Schluck von dem würzig duftenden Tee. »Vor einigen Jahrhunderten lebte im abseits gelegenen Gasterntal eine namenlose Hexe, die Angst und Schrecken verbreitete. Sie soll Menschen zu sich ins Haus gelockt und mit ihnen Dinge angestellt haben, wie sie auch im Märchen Hänsel und Gretel niedergeschrieben worden sind. Also sehr schlimme Sachen. Wie ein Märchen endete auch die Geschichte. Furchtlose Menschen fanden sich zusammen und gingen gegen die Hexe vor. Man verbrannte sie nicht, wie es im Märchen steht, in diesem Fall wurde die Hexe gebannt. Und zwar in einem Stein.«

Ich runzelte die Stirn. »Im Gasterntal?« fragte ich.

»Ja, auf dem Weg zum Tal. Wenn Sie dort hergehen, werden Sie noch heute den Stein sehen können.« Stahlmenger zeichnete mit der Hand eine schiefe Ebene. »So ungefähr steht er seit langen Jahren im Wasser. Er ist viereckig, als hätten ihn die Menschen damals besonders geformt und bearbeitet. Noch heute gibt es einen alten Aberglauben in Kandersteg. Wenn jemand den Stein passiert, muß er einen Kiesel- oder Schieferstein nehmen und ihn so auf den Hexenstein werfen, daß er darauf liegenbleibt. Erst wenn dies der Fall ist, hat er den Segen der Hexe und darf das Gasterntal betreten.«

Ich lächelte schmal. »Eine hübsche Geschichte. Aber kann sie etwas mit der Rückkehr des Zombies zu tun haben?«

Heinz Stahlmenger breitete seine Arme aus. »Das müssen wir eben herausfinden.«

Ich kam wieder auf die Hexe zu sprechen. »Deren Geist ist also in dem Stein gebannt worden.«

»Ja.«

»Gesetzt den Fall, dies stimmt, ist es vielleicht möglich, daß sich die Hexe befreien kann?«

Stahlmenger hob die Schultern und nickte gleichzeitig. »Das ist eine andere Geschichte.«

»Erzählen Sie!«

»Bei Ihrem ersten Besuch haben Sie wahrscheinlich nichts davon gehört. Oder hat Ihnen jemand etwas über die Gasternbibel erzählt?«

»Nein.« Stahlmenger lächelte. »Die Gasternbibel ist ein uraltes Buch. Jetzt fast dreihundert Jahre alt. 1696 angefangen, wird sie heute noch weitergeschrieben. Der Wirt eines alten Berglokals ist jeweils der Besitzer. Das Buch wurde von Generation zu Generation weitergegeben und befindet sich nur in den Händen der Wirtsfamilie. Es wird geführt wie ein Tagebuch. Wenn Sie darin lesen, werden Sie

feststellen, daß alle herausragenden Ereignisse, die im Laufe der Zeit passierten, niedergeschrieben wurden. Ob heiße Sommer oder eiskalte, lange Winter. Ob Vieh erfroren oder Menschen unter extremer Kälte starben, das alles finden Sie dort. Selbst Tschernobyl ist erwähnt worden und die Angst der Menschen vor der Strahlung…«

»Was hat das mit der Hexe zu tun?« fragte ich, einen Schluck Tee dabei nehmend.

»Augenblick, darauf komme ich noch. In den Anfangstagen oder Jahren des Buches schrieb man nicht nur die äußerlichen Bedingungen nieder, nein, man beschäftigte sich auch mit den legendenhaften Geschichten. Mit den Sagen aus diesem Tal. Die Bergwelt war für die Menschen damals nicht tot, sie lebte, und sie lebte auch mit dieser Hexe vom Gasterntal. Soviel bekannt ist, muß in der Gasternbibel ein Spruch stehen, der besagt, wie die Hexe befreit werden kann.«

»Also raus aus dem Stein?«

»Ja.«

Ich dachte nach. Heinz Stahlmenger störte mich nicht bei meinen Überlegungen. Wenn ich die Geschichten miteinander verglich und sie auch verband, hatte ich eigentlich einen roten Faden gefunden. Der Zombie, die Hexe und die Gasternbibel.

Das Buch befand sich im Gasterntal in einem alten Haus. Möglicherweise war Thomas auf dem Weg dorthin gewesen, um das Buch an sich zu nehmen und die Hexe, wenn er den Erlösungsspruch gesagt hatte, befreien zu können. Er suchte einen Helfer, er brauchte ihn, denn vor zwei Jahren hatten ihm auch drei Untote zur Seite gestanden. Das würde sich hier in veränderter Form wiederholen.

»Haben Sie die Lösung, Mr. Sinclair?«

»Ich glaube schon.«

»Da bin ich gespannt.«

Ich berichtete Stahlmenger von meinen Vermutungen und sah sein heftiges Nicken. »Kein Widerspruch, Mr. Sinclair, wirklich nicht.«

Ich leerte mein Teeglas. »Wissen Sie noch mehr über die Gastern-Hexe?«

»Nein, das ist alles.« Stahlmenger blickte aus dem Fenster. »Mehr brauchen wir auch nicht zu wissen. Ich gehe inzwischen davon aus, daß sich Thomas im Gasterntal aufhält, um die Bibel zu holen.«

»Dann müssen wir auch dorthin.«

»Sicher.« Der Deutsche wirkte sehr nachdenklich. »Nur ist der Weg ziemlich beschwerlich. Im Sommer ist der Zugang zum Tal nur zu bestimmten Zeiten offen. Allerdings nur für einen Autofahrer, denn der Weg ist so schmal, daß zwei entgegenkommende Wagen nicht aneinander vorbeifahren können.«

»Und im Winter?«

»Kommen Sie nur mit Spezialfahrzeugen hoch.«
»Man kann aber auch fliegen«, bemerkte ich und wollte damit auf ein bestimmtes Thema hinaus.
Stahlmenger hatte mich sofort verstanden. Er lächelte breit, als er sagte: »Sie denken an einen Hubschrauber?«
»Nicht nur das. Auch an einen bestimmten Piloten.«
Heinz streckte die Beine aus. »Ja, ich bin gekommen, um auch zu fliegen. Ich möchte noch einige Winterflüge absolvieren. Ein Hubschrauber steht bereit.«
»Worauf warten wir dann noch?«
Als ich aufstand, streckte mir der Mann aus dem südlichen Ruhrgebiet die Hand entgegen. »Augenblick, Mr. Sinclair, so einfach ist das nicht. Im Sommer haben Sie da keine Last mit, aber im Winter kann das Geräusch eines fliegenden Hubschraubers Lawinen auslösen. Ich werde mich erkundigen, wie es damit aussieht.«
»Haben wir denn Lawinenwetter?«
»Nein, eigentlich nicht. Der Schnee auf den Hängen und Gipfeln liegt sicher und fest. Tauwetter hat ebenfalls nicht eingesetzt, so daß wir einen Flug riskieren können. Sicherheitshalber möchte ich dennoch nachfragen.«
»Tun Sie das.« Ich ließ mich wieder zurückfallen, während Heinz Stahlmenger die Lobby verließ.
Abgelöst wurde er von Herrn Contini, der auf mich zukam. Ich bot ihm einen Platz an.
»Nun?« fragte er. »Haben Sie einen Weg gefunden?«
»Ich hoffe es.«
»Und welchen?«
»Zunächst gehen wir davon aus, daß nicht eine unbedingte Gefahr für den Ort besteht. Meiner Ansicht nach bewegt sich dieser Zombie durch das Gasterntal, weil er an einem bestimmten Ziel interessiert ist. An der alten Gasternbibel.«
Contini schaute mich groß an. »Wie kommen Sie zu dieser Querverbindung, Mr. Sinclair?«
Ich erklärte es ihm. Als ich meinen Bericht beendet hatte, nickte er und gab mit plötzlich recht. »Ja, daran habe ich nicht gedacht. Das könnte aber der Punkt sein, wo man einhaken müßte.«
»Ich sehe darin die einzige Lösung.« Er lächelte schmal. »Daß Sie und Heinz Stahlmenger ein gutes Team bilden, haben Sie ja bereits bewiesen, wenn ich mal zwei Jahre zurückdenke.«
»Ich hoffe, daß wir auch jetzt Erfolg haben.«
Stahlmenger kehrte zurück. Als ich sein Nicken sah, wußte ich, daß es geklappt hatte.
»Wir können fliegen, Mr. Sinclair.«
»Sagen Sie einfach John.«

»Okay.«

Contini atmete auf und strich über seine Wangen. »Da kann ich Ihnen beiden nur viel Glück und alles Gute wünschen.«

»Ja, drücken Sie uns die Daumen«, sagte Heinz Stahlmenger. »Wenn alles vorbei ist, machen wir hier ein Faß auf, daß die erstarrten Wände des Hotels wackeln.«

In der Halle traf ich auf Glenda. Sie hatte sich frisch gemacht und umgezogen. Die dicke Winterkleidung stand ihr gut. Die dunkle Brille hatte sie sich auf die Stirn geschoben. Das breite rote Band schützte nicht allein die Ohren, es stand auch im Kontrast zu ihrer schneeweißen Winterkleidung.

Ich machte Glenda und Heinz Stahlmenger miteinander bekannt. Meine Sekretärin nickte. »Ja, Ihren Namen, Herr Stahlmenger, habe ich damals oft gehört. Sie sind auch Pilot?«

»Ich stehe vor der Prüfung.« Er deutete nach draußen. »Wir werden jetzt fliegen.«

»Du auch, John?«

»Sicher.«

Glendas Blick wurde lauernd und wissend. »Hat dieser Flug etwas mit dem Vorhandensein des Untoten zu tun?« erkundigte sie sich mit leiser Stimme.

»So ist es.«

»Dann wißt ihr schon Bescheid?«

»Wir haben zumindest eine Vermutung«, schränkte ich ein.

Glenda hob die Schultern. »Wenn du beschäftigt bist, John, sehe ich mir mal den Ort an.« Ihre Lippen zuckten, sie hatte Mühe, weiterzusprechen. »Und gib auf dich acht.«

»Mach' ich, Glenda.«

Sie ging, von unseren Blicken begleitet. »Eine sehr nette Person«, sagte Heinz.

»Ja, das stimmt.«

»Und nur Sekretärin?« fragte er mit einem Augenzwinkern. »Nicht ganz.«

Heinz lachte. »Verstehe schon.« Er schlug mir auf die Schultern. »Kommen Sie, der Hubschrauber wartet.«

Auch Herr Contini verabschiedete uns. »Ich bete dafür, daß Sie es schaffen. Nicht noch einmal so ein Grauen wie vor einigen Jahren. Das überstehen wir nicht.«

»Wir werden uns bemühen«, sagte ich.

Draußen setzte ich meine Mütze auf. Die wichtigsten Waffen trug ich bei mir. Ich hatte auch meinen magischen Bumerang eingesteckt, auch wenn diese Waffe sehr unhandlich war.

Das Wetter war fantastisch, die Stimmung der Menschen einfach optimal, aber uns blieb das Lachen im Halse stecken…

***

Der Zombie war wieder unterwegs, und er hatte seine Beutewaffe, die Axt, mitgenommen. Die beiden Leichen interessierten ihn nicht mehr. Er hatte sie als eine schaurige Mahnung oder Warnung für die Lebenden zurückgelassen.

In diesem Hochtal räumte niemand den Schnee weg oder fuhr ihn platt. Der Zombie mußte sich durch die hohen, schneeweißen Wehen kämpfen, und er wühlte sich vor wie eine Maschine. Das war er im Prinzip auch. Ein lebender Toter kennt keine Erschöpfung. Er steht immer wieder auf, wenn er geschlagen wird, er kann Ewigkeiten durchwandern, ohne eine Pause einzulegen.

Es dauerte nicht mehr lange, bis er den Gletscherfluß erreichte und auch den Wald sah, in den er eintauchen mußte. Thomas kannte das Gasterntal wie seine Westentasche. In seinem normalen Leben hatte er es oft Touristen gezeigt.

Sein Ziel war das Gasthaus *»Zum Steinbock«.* Dort wurde die Gasternbibel aufbewahrt, auf die es ihm allein ankam. Das Gasthaus lag höher als der kleine See, den er passierte. Die Steigung würde mitten im Wald beginnen.

Thomas bewegte sich durch eine schweigende Welt. Der auf den Bäumen liegende Schnee war zum Teil so hart gefroren, daß er schon Eisklumpen bildete. Hin und wieder strich Wind durch das Tal, bewegte dann die starren Zweige und sorgte auch manchmal dafür, daß Schneebrocken abfielen.

Wenn er von einem getroffen wurde, machte ihm das ebensowenig etwas aus wie die Steigung, die er jetzt in Angriff nahm. Mit beiden Armen ruderte er durch die weiße Pracht. Er hatte nicht den schmalen Pfad durch den Wald genommen, sondern den offiziellen Weg, der ihn direkt zu seinem Ziel brachte.

In Kehren drehte sich der Weg in die Höhe, lief manchmal eben weiter, und stieg dann wieder an.

Am Himmel stand eine weißgelbe Sonne. Ein strahlender Ball, der seine Strahlen über die helle Schneefläche schickte und diese an manchen Stellen so aufglänzen ließ, als wären die Spiegel aus Eis.

Oft wirbelte ihm Schnee entgegen, den der Wind mitbrachte, das aber störte ihn nicht. Thomas hatte nur Augen für die Umgebung. Er glotzte förmlich hinein und schwang bei jedem Schritt die Axt.

Längst hatte ihre Schneide die rote Färbung verloren, sie glänzte wieder wie blank gescheuert.

Der Wald lichtete sich. Thomas hatte an einigen Stellen freien Durchblick und wußte nun, daß er von seinem Ziel nicht mehr weit entfernt war. Das Gasthaus lag auf der linken Seite. Es gehörte zu den wenigen Häusern innerhalb des Hochtals.

Als der Zombie es vor sich sah, blieb er stehen.

Das Gasthaus *»Zum Steinbock«* lag unter der dicken Schneedecke fast versteckt. Die schrägen Dachhälften schlossen mit den Hängen ab.

Um das Lokal zu erreichen, mußte er auf eine Plattform steigen, an die sich eine Holztreppe anschloß. Die Tür lag unter einem kleinen Vordach verborgen, das ebenfalls eine Schneehaube zeigte.

Überhaupt war vom hellbraunen Holz des Hauses so gut wie nichts zu sehen, weil die weiße Pracht alles verdeckt hatte.

Selbst die Stufen konnte der Zombie nicht erkennen, als er sie hinaufging.

Vor der Tür blieb er stehen. Über ihm rieselte Schnee von der Dachkante. Die Körner fielen in seinen Nacken, wo sie nicht sofort wegschmolzen, weil seine Haut ebenfalls kalt war.

Er störte ihn nicht. Dafür hob er den rechten Arm und legte die Hand mit der teigig wirkenden Haut auf die gebogene Klinke. Er wollte ausprobieren, ob das Haus abgeschlossen war.

Ja, es war.

Der Zombie trat einen Schritt zurück, damit er den nötigen Platz hatte, um ausholen zu können. Bis zu den Schienbeinen war er im Schnee versunken, wuchtete seinen Oberkörper nach vorn und drosch so hart zu, wie er nur konnte.

Etwa in Gesichtshöhe hämmerte die Axtklinge gegen die Tür. Sie riß noch kein Loch, nur einen tiefen Keil in das Holz, den die nächsten Schläge vergrößerten.

Der Untote, eine graue Gestalt auf dem weißen Schnee, arbeitete wie besessen. Und er zerhämmerte die Tür tatsächlich. Sogar das Schloß schlug er aus der Verankerung.

Mit dem Fuß rammte er die Tür auf. Sie schleifte ein wenig über den Boden, dann blieb sie offen.

Die Lücke war so groß, daß der Zombie hindurchschreiten konnte.

Mit einem schweren, hölzern wirkenden Schritt betrat er den Gastraum, in dem es ebenfalls kalt war. Man bezeichnete ihn als Kaminstube, aber der gemauerte Kamin war längst erloschen. Ein wenig kalte Asche lag noch auf dem Rost. Die Tische standen in der normalen Formation. Die Stühle hatte man mit den Sitzflächen auf die Tische gestellt.

Alles bestand aus Holz. Die hellen Wände, die Balken unter der Decke, Tische, Stühle. Es wirkte trotz der Kälte und Leere noch immer gemütlich.

Dafür hatte ein Untoter keinen Blick. Zudem mußte er noch eine bestimmte Aufgabe erledigen.

Er wollte die Gasternbibel!

Nach rechts mußte der Gast gehen, um die kleine Theke zu erreichen, hinter der sich ein Regal befand, in dem noch die Schnapsflaschen standen. Manche mehr, andere weniger gefüllt. Das

Regal selbst wurde vom Durchgang einer offenstehenden Tür unterbrochen. Dahinter lag, ziemlich groß, eine Küche, in der die Gerichte zubereitet wurden, die auf der kleinen Speisekarte standen. Sehr einfache und schmackhafte Mahlzeiten, wie man sie fast überall in den Berggasthöfen erhielt.

Für so etwas hatte ein lebender Toter keinen Sinn. Seine Aufgabe war eine andere.

Und er hörte die Stimme. In der Ferne war sie aufgeklungen, als lägen Galaxien dazwischen. Aber er wußte sofort, daß seine große Helferin, die Hexe, zu ihm gesprochen hatte.

»Ich spüre, daß du am Ziel sein mußt, Thomas. Stimmt das?«

»Ja.«

Sie lachte leise, und auch dieses Lachen vernahm er relativ deutlich. Danach fragte sie. »Ist dir nicht aufgefallen, daß du dich als Zombie gedanklich mit mir unterhalten kannst? So etwas ist einem lebenden Toten sonst nicht gegeben, aber du kannst es, und das ist das Besondere an dir, mein Freund. Ich habe dafür gesorgt, daß du so etwas wie Verstand bekommst. Du kannst mich hören, verstehen und begreifen. Deinen Artgenossen ist dies nicht gegeben. Allein durch meine Kraft war es möglich…«

»Was soll ich tun?«

»Die Gasternbibel holen.«

»Ich sehe sie nicht.«

»Das kann ich mir denken. Die Leute halten sie immer gut versteckt. Geh dorthin, wo sie im Sommer schlafen. Ich bin sicher, daß du sie an diesem Ort finden wirst.«

»Ja, ich gehe.«

Schwerfällig ging der Zombie auf die Theke zu. Dort stützte er sich für einen Moment ab, gab sich Schwung und erreichte den Durchgang zur Theke.

Von dort schaute er in die saubere und aufgeräumte Küche, wo die Platte des großen Ofens glänzte und die Töpfe und Pfannen in den Regalen standen oder an Haken an der Wand hingen.

Der Zombie entdeckte auch weitere Türen. Welche er genau nehmen mußte, wußte er nicht. Er probierte die rechte und erreichte einen schmalen Flur. Die sehr enge Treppe wand sich in die obere Etage, wo sich die kleinen Gästezimmer befanden. Sie lagen noch über dem Anbau, der das Matratzenlager beherbergte.

Thomas zog sich wieder zurück. Er wollte die zweite Tür nehmen. Als er sie aufgezogen hatte, fiel sein Blick in das Schlafzimmer, wo zwei hölzerne Betten standen. Sie waren so angestrichen wie die Decke und der Fußboden.

Hier sollte sich die Bibel befinden. Erst als Thomas in das Zimmer hineingegangen war, entdeckte er den Holzschrank an der rechten

Wandseite. Er war ziemlich breit und hatte fünf Türen, die allesamt offenstanden. Deshalb sah er auch in der äußerst linken Tür das verschlossene Fach. Es hatte eine Klappe und an der rechten Seite ein Zylinderschloß.

Einen Schlüssel besaß Thomas nicht, ihm reichte die Axt. Er benötigte zwei kräftige Schläge, um das Fach zu öffnen. Dabei flogen ihm die Holzsplitter um die Ohren. Daß einer davon in seiner rechten Wange steckenblieb, störte ihn nicht. Es quoll auch nicht ein Tropfen Blut aus der Wunde.

Der Zombie hatte das Fach mit vorsichtigen Schlägen geöffnet, er wollte seine Beute auf keinen Fall zerstören.

Mit der Hand griff er in das Fach hinein und umklammerte die so wertvolle Bibel.

Es war ein sehr dickes Buch. Ungefähr 40 cm lang und 30 cm breit. An den beiden Deckelkanten befanden sich braune Metallbeschläge. Obwohl es schon fast 300 Jahre alt war, zeigte sich dieses Buch noch gut erhalten. Thomas klemmte seine Beute unter den linken Arm, drehte sich um und verließ den Raum. Als er die Küche durchwanderte, hörte er die Stimme der Gastern-Hexe in seinem Kopf.

»Du hast das Buch, nicht wahr? Ich spüre es genau. Es befindet sich in deinem Besitz.«

»Ja.«

»Dann schlage eine bestimmte Seite auf, die ich dir gleich nennen werde.«

Erst in der Gaststube erhielt der Zombie die neueste Information. Ihm wurde auch geraten, das Buch sehr vorsichtig zu behandeln, nichts sollte zerstört werden.

»Es ist ziemlich vorn. Im Jahre 1699 mußt du nachschauen. Dort wirst du den Spruch finden, und ich gebe dir die Kraft, ihn auch lesen zu können. Wenn du die Seite gefunden hast, reiße sie heraus, nimm sie mit und komm zum Stein.«

»Ich habe verstanden.«

»Dann beeile dich, denn ich spüre eine Gefahr, die in der Nähe lauert.«

»Welche?«

»Ich kann es dir nicht sagen, aber sie ist vorhanden. Sie ist stark, kann uns gefährlich werden, glaube mir…«

»Ja, ich beeile mich.«

Die graue, widerliche, mit Wunden bedeckte Gestalt ließ sich an einem der Tische nieder. Dann öffnete der Zombie das Buch.

Auch jetzt befolgte er den Rat der Hexe und ging sehr vorsichtig zu Werke. Nur nichts zerreißen oder zerstören. Die neuere Zeit interessierte ihn nicht, er wollte zurück in die vergangenen Jahrhunderte, wo die Macht verschiedener Dämonen, Geister und

Hexen noch größer gewesen war. Nach einigen Minuten hatte er es geschafft, die Seite aufzuschlagen, die so wichtig war. Andere Seiten waren bei dieser Arbeit zum Glück nicht zerstört worden.

Und plötzlich las er.

Ein Zombie, der tatsächlich lesen konnte! So etwas gab es normalerweise nicht, aber er war praktisch über den Spruch gestolpert und formulierte ihn in Gedanken!

Es waren Hexenworte, die da standen. Geschrieben in einer alten, fremden und düster klingenden Sprache, denn die dunklen Vokale überwogen bei den Worten.

Während er die Worte im Geist nachformulierte, sah er so etwas wie eine Reaktion.

Die Buchstaben füllten sich mit Leben. Sie schienen in Flammen zu stehen. Weil sie rötlich aufleuchteten, hoben sie sich deutlich vom Papier ab.

Aber sie verschwanden nicht. Kaum hatte er die Formel gelesen, da nahmen sie wieder ihre normale graue Farbe an, als wäre mit ihnen niemals etwas geschehen.

Dafür hörte er die Stimme.

Die Hexe meldete sich wieder. Sie redete mit ihm, und sie beglückwünschte ihn dazu.

»Das hast du gut gemacht, mein Helfer. Ich spüre bereits die Wirkung, obwohl uns noch vieles trennt. Aber die Kraft strömt allmählich wieder zurück. Komm zum Hexenstein und komm bitte schnell.«

»Ja, das verspreche ich.«

Der Zombie riß die Seite aus dem Buch und stopfte sie in seine rechte Hosentasche, die noch heil geblieben war. Dann stolperte er hinaus in den weißen Schnee, fiel der Länge nachhinein, raffte sich wieder hoch und lief weiter.

Viel schneller als auf dem Hinweg. Er wollte die mächtige Gastern-Hexe auf keinen Fall enttäuschen…

***

Unter uns lag eine herrliche, bizarre, fantastische, für mich aber fremd wirkende Welt aus Eis, Schnee, Bergspitzen, Hochtälern und schroffen Felsen. Sie alle waren zusammengewachsen, bildeten dabei eine Einheit und stellten eine grandiose Kulisse da.

Ein Wunder der Natur!

Nach dem Start und beim ersten Überfliegen war ich aus dem Staunen nicht herausgekommen. Ich hatte mir noch eine dunkle Schneebrille geben lassen. Eis und Schnee reflektierten das Sonnenlicht sehr stark.

Durch die Brille sah ich die Berge in einem bläulichen Schimmer

liegen, wie auch die Fläche des Oeschinensees, über den wir hinwegflogen.

Ich wurde das Gefühl nicht los, daß Heinz Stahlmenger bewußt einen kleinen Umweg flog, um mir diese prächtige Landschaft zu präsentieren. Sie war auch einmalig.

Auf dem zugefrorenen See liefen die Menschen Schlittschuh. In der Nähe bewegten sich Langläufer, Abfahrtsläufer jagten die Hänge hinab.

»Gefällt es Ihnen, John?« fragte mich Heinz Stahlmenger, der sehr sicher flog.

»Und wie. Wir haben auch ein Glück mit dem Wetter.«

»Jetzt aber zum Gasterntal. Außerdem dürfen wir nicht zu lange in der Luft bleiben. Ich habe Angst vor einer Vereisung. Sie verstehen?«

»Klar.«

Wir drehten noch einen großen Bogen, um danach das eigentliche Ziel anzusteuern. Manchmal winkten uns Skifahrer zu. An der Seilbahnstation Oeschinensee herrschte Hochbetrieb. Die Urlauber wirkten in ihrer farbigen Kleidung tief unter uns wie bunte, mechanische Spielzeugfiguren.

Heinz Stahlmenger winkte mir zu. »Jetzt geht es direkt zum Gasterntal.«

»Können wir dort landen?« erkundigte ich mich sicherheitshalber noch einmal.

Er lachte und nickte dabei. Dank der Glaskanzel hatten wir fast eine Rundumsicht.

Ein wunderbarer Flug war dies.

Wir verloren wenig später schon an Höhe, weil Heinz Stahlmenger dicht über die enge Schlucht des Tals hinwegfliegen wollte, um mir einen ersten Eindruck zu gestatten. Die Rotorblätter schleuderten den unter uns liegenden Schnee zu gewaltigen Wolken in die Höhe.

Dennoch gelang es mir hin und wieder, Blicke in die Schlucht zu werfen, durch die ein Wildbach mit elementarer Wucht schoß. Es war noch nicht das eigentliche Tal, aber jetzt kam es mir vor, als wollte Heinz Stahlmenger landen.

Ich ließ mir noch Zeit mit der Frage und stellte sie erst, als wir den Ausgang der Schlucht erreicht hatten, noch in der Luft schwangen, um dann tiefer zu gehen.

»Sind wir schon…«

Heinz ließ mich nicht aussprechen. »Nein, noch nicht, John. Ich wollte Ihnen zuvor den Hexenstein zeigen. Wir brauchen nicht weit zu laufen.«

»Okay.«

Schnee wirbelte hoch, wurde zu einem kreisenden Nebel, der unsere Sicht bei der Landung stark behinderte. Stahlmenger setzte trotzdem

sicher auf.
Ich hatte meine gefütterte Mütze auf den Kopf gedrückt und stieg gleichzeitig mit dem Piloten aus.
Sein linker Arm, den er ausstreckte, wies nicht auf den Schluchteingang, er zeigte in die entgegengesetzte Richtung, wo ein kleines Haus unter den Schneemassen begraben lag.
»In diesem Gasthaus ist es passiert. Da hat man die Toten gefunden. Das heißt, der Junge lag im Gastraum, das Mädchen vor der Tür im Schnee.«
»Sollen wir dort noch hin?«
»Nein, wieso? Spuren werden wir da nicht finden.« Stahlmenger ging schon vor. »Kommen Sie, wir sehen uns den Hexenstein an, der sehr wichtig werden wird, habe ich das Gefühl.«
Ich nutzte die Spuren, die Fahrzeuge aus Kandersteg hinterlassen hatten. Da konnte ich besser gehen. Vor mir schritt Heinz Stahlmenger her. Auch er rutschte einige Male, fiel aber nicht hin.
Der Weg führte bergab. Erst jetzt sah ich, wie düster die Schlucht war. Düster, unheimlich und eng.
Die hohen Wände warfen einen beklemmenden Schatten, außerdem war es saukalt.
Auf den Vorsprüngen, Felsnasen und Kanten lag der dicke Schnee. Eiszapfen, oft meterlang, hingen an den Felsen wie Speere und Lanzen aus Glas.
Der Weg war sehr kurvenreich und manchmal leider sehr eng. Zum Glück gab es die Spuren, an die wir uns halten konnten. Es war oftmals nicht zu erkennen, wo der Wegrand endete und der steile Abhang begann.
Heinz Stahlmenger drehte sich um. »Sie werden gleich eine alte Steinbrücke sehen, John, und noch vor der Brücke befindet sich der Hexenstein im Wasser.«
»Gut.«
Allmählich wurde mir das Gesicht kalt. Ich rieb des öfteren meine Nase, damit sie mir nicht einfror, während die Ohren glücklicherweise gut geschützt waren.
Heinz Stahlmenger hatte es gesehen. »Keine Sorge, John, allzu weit ist es nicht mehr.«
Ich sah bereits die Steinbrücke. Sie war viaduktähnlich angelegt worden. Unter ihr toste der Gletscherbach.
Das Wasser besaß Gewalt und Kraft. Blaugrün sah es aus. Manchmal, an dunklen Stellen, wirkte es grau, dann wieder schaumgekränzt und fast so weiß wie Schnee.
Heinz Stahlmenger ging jetzt schneller. Noch vor der Brücke blieb er stehen, drehte mir sein Profil zu und streckte den Arm aus, so daß der Zeigefinger auf den Gegenstand wies, der für uns so interessant

geworden war.

Der Hexenstein!

»Da liegt er nun«, sagte der Deutsche. Vor seinen Lippen dampfte der Atem.

Ich schaute mir das Relikt an. Ein normaler Stein, wenn auch aussehend, als wäre er von menschlichen Händen bearbeitet worden, weil Ecken dieser Art die Natur einfach nicht formte.

Der Stein stand schräg in den Fluten. Wir konnten direkt auf seine Platte schauen, worauf zahlreiche kleine Steine lagen, die Wanderer geschleudert hatten, damit ihnen die Hexe freien Zutritt zum Gasterntal gewährte.

»Nun?«

Ich hatte Stahlmengers Frage gehört, wollte noch Erkundigungen einziehen, als ich plötzlich ein bekanntes Brennen auf der Brust spürte. Mein Kreuz »meldete« sich.

Ich trat einen Schritt zurück. Dabei mußte mein Gesicht seinen Ausdruck verändert haben, und das war auch Stahlmenger aufgefallen, denn er fragte: »Haben Sie etwas, John?«

»Kann sein. Sie erinnern sich an mein Kreuz?«

»Klar.«

»Es meldet sich. Das Metall hat sich tatsächlich erwärmt.« Ich schüttelte darüber den Kopf.

»Und was bedeutet das?«

»Ganz einfach, Heinz. In dieser unmittelbaren Umgebung lauert eine starke schwarzmagische Kraft. Sie strahlt aus und hat dabei auch mein Kreuz getroffen, das sich natürlich gegen diesen Einfluß wehrt und mich gleichzeitig warnt.«

»Was sollen wir tun?«

Ich winkte nach der Frage ab, ging wieder vor und sah mir den Hexenstein an. Das Wasser jagte über ihn hinweg wie eine Schicht aus Glas. Im Sommer lag er sicherlich frei, jetzt führte der Wildbach sehr viel Wasser, so daß auch der Stein in Mitleidenschaft gezogen worden war.

Wir brauchten nichts zu tun, denn der Stein reagierte von allein. Er blieb zwar äußerlich der gleiche, aber in seinem Innern tat sich etwas. Das Gefüge veränderte sich. Mir kam es vor, als würde es sich zusammenziehen und sich auf einen bestimmten Punkt in der Flächenmitte konzentrieren.

Auch Heinz Stahlmenger hatte dies bemerkt. Er stieß mich an. »Verdammt, John, da ist was!«

»Glaube ich auch.« Im nächsten Augenblick hatte ich mein Kreuz hervorgeholt und ließ es an der Silberkette über dem Wasser pendeln. Es schwang vor und zurück, und es strahlte seine Magie ab, die auch den Stein traf.

Dessen Innenleben ging weiter. Wir sahen auf einmal die Umrisse im Gefüge, die noch nicht zur Ruhe gekommen waren, aufeinander zuglitten und sich zu einem Gesicht formten.

Das Gesicht einer Frau - einer Hexe!

Uralt, böse, abweisend und fratzenhaft. So illustrierten die Zeichner der Märchenbücher die Hexen.

Noch steckte kein Leben in dem Gesicht. Es sah nach wie vor aus, als wären die Umrisse von einem Meißel in das Gestein gehauen worden.

Neben mir atmete Heinz Stahlmenger schwer ein und aus. »Das ist es, John!« hauchte er. »Verdammt, das ist die Verbindung zwischen Zombie und Hexe. Wir haben sie.«

»Ich glaube auch.«

Stahlmenger blickte sich um. »Aber wo steckt dieser verfluchte Untote jetzt?«

Ich konnte ihm keine Antwort geben, weil ich mich zu stark auf das Gesicht der Gasternhexe konzentrierte. Sie bewegte ihren Mund, klappte ihn auf uns zu, verzog die Lippen. Zum erstenmal las ich aus den Zügen ein gewisses Gefühl.

Es war der Haß auf die Menschen, die ihr nicht nahestanden. Sie haßte, sie wollte vernichten, aber sie konnte nicht, weil sie eingeschlossen war.

»Wir müssen den Stein zerstören«, sagte Heinz. »John, das sind wir uns schuldig.«

»Klar, das müssen wir. Fragt sich nur, wie wir das anstellen sollen. Können Sie in das Wasser steigen…?«

»Nein.«

»Ich will auch nicht das Kreuz werfen.«

»Schießen Sie doch eine Silberkugel ab.«

Die Idee war gut. Ich holte die Beretta hervor, zielte und feuerte. Die Detonation wurde vom Rauschen des Wildbachs übertönt. Die Kugel traf natürlich, aber sie richtete auf dem Gesicht keinen Schaden an. Als deformierter Querschläger jagte sie davon. Mehr hatte ich nicht erreicht.

Das Gesicht behielt seinen Ausdruck bei. Stahlmenger hatte sich vorgebeugt und schaute über den Rand des Abgrunds hinweg. Sein Gesicht zeigte gleichzeitig Staunen und eine innere Abwehr, als könnte er das alles nicht fassen. Er schüttelte auch den Kopf und flüsterte: »Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wie stark diese Hexe ist. Für mich ist der Stein und seine Magie stärker als ein Zombie. Den kann man schließlich mit geweihten Silberkugeln töten, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Aber die Hexe, wir…«

»Lassen wir den Stein vorerst in Ruhe«, erklärte ich. »Er ist momentan nicht wichtig. Sie haben mir von der Gasternbibel

berichtet. Den Zombie haben wir noch nicht zu Gesicht bekommen. Meiner Ansicht nach befindet er sich auf dem Weg ins Tal und sucht das Buch.«

Heinz Stahlmenger wischte sich über das Gesicht. »Ja, das ist mit dem Hubschrauber ein Katzensprung.«

»Dann lassen Sie uns fliegen. Die Hexe ist gefangen. Sie wird es auch bleiben. Vorausgesetzt, wir sind schneller als dieser Zombie.«

Da uns die Zeit im Nacken saß, beeilten wir uns auf dem Rückweg. Der Kreislauf wurde gefordert, trotzdem blieb uns die Kälte in den Gliedern stecken.

Am Ausgang der Schlucht schauten wir in die leere Talebene hinein, wo nur das verschneite Gasthaus und der abgestellte Hubschrauber besonders auffielen.

Heinz Stahlmenger beeilte sich mit dem Einstieg. Auch ich warf mich auf den Sitz und schaute zu, wie der Deutsche die Startvorbereitungen traf. Wenig später stoben wir aus einer Wolke von Schnee in die Höhe und stiegen dem blauen Himmel entgegen, wo die Sonne allmählich tiefer gesunken war und ihre Strahlen die Schlucht nicht mehr erreichten.

»Sie können ja mal Ausschau nach dem Zombie halten!« rief mir Stahlmenger zu.

»Das mache ich!«

Heinz Stahlmenger ließ die Maschine absacken, ein wenig zu schnell für mich, denn mein Magen näherte sich ungeahnten Höhen. Ich wurde etwas blaß, sah das verzeihende Grinsen auf dem Gesicht des Piloten und drohte scherzhaft mit dem Zeigefinger.

Unter uns »floß« die Landschaft hinweg.

Freie, schnee- und eisbedeckte Flächen wechselten sich ab mit kleinen Seen, von denen einige zugefroren waren. Auf einer Eisfläche hockten rabenschwarze Vögel und stoben ängstlich davon, als wir uns lautstark näherten.

Das Tal war gewaltig, aber nicht nur flach, denn vor uns lagen mit Schnee bedeckte Mischwaldhügel. Vorboten einer ansteigenden Hochebene, wo wir den Berggasthof *»Zum Steinbock«* und die Gasternbibel finden würden.

Rechts und links grenzten hohe, manchmal sehr dunkle Felsen das Tal ab und gaben ihm das unheimliche Aussehen. Stahlmenger flog für kurze Zeit nahe einer Felswand entlang. Da merkte ich erst, wie riesig diese war und wie klein wir mit unserem Hubschrauber dagegen sein mußten. Kaum größer als ein sich schnell bewegender Punkt.

Den Zombie sah ich nicht, obwohl ich so gut wie eben möglich den Grund absuchte. Leider bot der Wald zahlreiche Verstecke, die er sicherlich ausnutzen würde.

»Nichts!« rief ich dem Deutschen zu.

Heinz Stahlmenger nickte nur. Sein Gesicht zeigte Konzentration. Die Züge hatten sich verhärtet.

Sie wirkten wie eingefroren. Auf der Stirn lagen die Sorgenfalten in einem waschbrettartigen Muster.

»Was haben Sie?«

»Es ist nicht einfach, einen Landeplatz zu finden. Das Gelände ist einfach zu uneben, außerdem würden wir im Tiefschnee versinken. Mist auch! Ich hatte damit gerechnet, aber immer noch gehofft, daß es trotzdem klappt.« Er streckte einen Arm aus und deutete schräg in die Tiefe. »Dort unten liegt unser Ziel. Es ist das Haus, von dem Sie nur die Frontseite erkennen können. Alles andere ist zugeschneit.«

Stahlmenger flog einen Bogen, so daß wir praktisch schräg über der Frontseite standen. Hier schien auch noch die Sonne. Ihre Strahlen warfen einen hellen Lichtteppich gegen die Eingangsfront, und ich konnte erkennen, daß irgend etwas mit der Tür geschehen war. Sie schien offen zu sein.

Das sah auch Heinz Stahlmenger. »Der Zombie war sicherlich vor uns da!« rief er.

»Können Sie tiefer gehen?«

»Das schon, John, aber Sie würden nichts sehen, weil die Maschine den Schnee aufwirbelt.«

»Machen Sie es trotzdem.«

»Und dann?«

»Steige ich aus.«

»Was?«

»Ja, Sie werden doch irgendeinen Haken und ein Seil oder eine Trittleiter haben, über die ich mich wieder hochhangeln kann.«

»Das finden Sie hinter sich.«

»All right, ich hole es mir.« Ich schnallte mich los und fand die Sachen. Heinz Stahlmenger regte sich auch weiterhin auf, ich aber ließ mich nicht beirren. Rasch befestigte ich die Haken der Leiter an den Sprossen dicht hinter dem Ausstieg.

Stahlmenger schaute mir zu und gab mir noch einige Tips.

»Ich gehe noch tiefer!« rief der Deutsche. »Warten Sie mit dem Öffnen der Tür!«

»Klar.«

Heinz Stahlmenger hatte recht behalten. In gewaltigen Wirbeln stieg der Schnee vom Boden hoch und vernebelte unsere Sicht. Zum Glück war es windstill, so daß Stahlmenger den Hubschrauber in der Luft schweben lassen konnte.

Der Deutsche wollte noch nicht, daß ich den Ausstieg öffnete. Erst als er vorsichtig die Maschine gedreht hatte, gab er mir das Zeichen.

Ich öffnete die Ausstiegstür. Der Lärm von Motor und Rotor verwandelte sich zu einem höllischen Krach, der in meinen Ohren

dröhnte. Flocken wirbelten in den Hubschrauber, peitschten gegen mein Gesicht, bissen in die Haut, so daß ich gezwungen war, die Augen für einen Moment zu schließen.

Ich senkte den Kopf und warf die Leiter nach draußen. Sie faltete sich auseinander und klatschte unter mir in den Schnee, was ich noch soeben erkennen konnte.

»Viel Glück, John!«

Ich hörte die Worte des Deutschen zum Abschied. Mittlerweile hatte ich eine gewisse Übung und kannte mich mit Strickleitern aus.

Die Kälte biß sofort wieder zu. Der Schneewirbel machte mich fast blind. Wenn ich etwas erkannte, dann nur als Schatten, wie die leicht grau scheinende Fläche unter mir.

Ich kletterte hinunter, sprang und landete im Schnee, der an dieser Stelle zum Glück nicht so tief war. Er reichte mir nur bis zu den Knien. In einer Verwehung zu landen, war nicht eben schön.

Geduckt kämpfte ich mich weiter. Stahlmenger hatte mir das Haus gezeigt, ich wußte genau, in welche Richtung ich zu gehen hatte. Nur mühsam kam ich voran. Dabei nahm ich die Arme rudernd zur Hilfe. Endlich hatte ich den tanzenden Flockenwirbel verlassen, die Sicht war wieder klar, Sonnenschein fiel auf die weiße Fläche und noch immer gegen die Vorderfront des Gasthauses.

Der Name *»Zum Steinbock«* war nicht zu lesen. Schnee hatte den größten Teil des Hauses zugeschaufelt. Die Tür lag frei, und ich sah die Spuren, die zu ihr hinführten.

Minuten später stand ich davor. Die Beschädigungen sagten mir genug. Wir waren zu spät gekommen.

Ich konnte das Haus ohne große Vorsichtsmaßnahmen betreten, denn eine zweite Spur lief von der Tür weg. Also hatte der Zombie es vorgezogen, den Weg wieder zurückzugehen.

Die Tür war durch schwere Hiebe aus den Angeln gerissen worden. Auch die Umgebung des Schlosses zeigte die Zerstörungen. Ich betrat den Innenraum, der aufgeräumt wirkte und sicherlich, wenn das Kaminfeuer brannte, eine urgemütliche Atmosphäre ausstrahlte.

Davon war jetzt nichts zu spüren.

Holztische, deren Platten blankgewischt waren. Die Stühle waren hochgekantet worden, doch auf einem Tisch lag ein anderer Gegenstand, den ich hatte finden wollen.

Die Gasternbibel!

Ich holte durch die Nase Luft und wunderte mich darüber, daß die Bibel aufgeschlagen war. Der Besucher vor mir mußte sie durchgeblättert haben, wobei er es anscheinend so eilig hatte, daß er die Bibel einfach liegenließ.

Ich brauchte nicht lange zu suchen, um erkennen zu können, was der Besucher getan hatte.

Eine Seite war herausgerissen. Nicht fein säuberlich, ziemlich wütend, so daß die Trennstelle ein Wellenmuster bildete.

Die wichtige Seite. Wahrscheinlich die, die unmittelbar mit der Hexe zu tun hatte.

Zwar saß mir die Zeit im Nacken, dennoch sah ich mir die Gasternbibel aus reinem Interesse an.

Es war ein außergewöhnliches Buch, das mir in die Finger gefallen war. Man sah ihm sein Alter an.

Ich schlug es auf und blätterte sehr vorsichtig die Seiten um.

Derjenige, der die Bibel als Tagebuch fortführte, hatte sich immer Mühe gegeben, alles so in die Reihe zu bringen, daß es auch der Nachwelt gut lesbar und verständlich erhalten blieb.

Ich nahm mir die Zeit und durchsuchte noch die hinter der Theke liegenden Wohnräume. Dabei geriet ich auch in den Schlafraum, wo ich ebenfalls die Zerstörungen sah. Das Versteck der Bibel hatte den Hieben der Waffe nicht widerstehen können.

Ich verließ den Gastraum. Draußen blendete mich die Sonne, so daß ich die dunkle Brille aufsetzte.

Der Hubschrauber stand auch weiterhin in der Luft.

In meiner eigenen Spur ging ich wieder zurück, kämpfte mich durch den Schneewirbel und bekam die Leiter zu fassen. Als ich in den Hubschrauber kletterte, schaute mich Stahlmenger gespannt an.

Ich berichtete ihm erst, als die Luke wieder geschlossen war.

»Wir sind zu spät gekommen, Heinz.«

»Was heißt das?«

»Die Gasternbibel ist zwar vorhanden, aber jemand war vor uns im Gasthaus und hatte eine bestimmte Seite herausgerissen.«

Stahlmenger fluchte. »Und wer könnte das gewesen sein?«

»Unser Thomas.«

»Thomas ist gut. *Unser* noch besser.«

Er sah mich fragend an. »Was machen wir jetzt? Haben Sie einen Vorschlag, John?«

»Wir müssen wieder zurück. Thomas ist nicht ohne Grund gekommen und hat der Bibel das Blatt entnommen. Er wird mit seinem Fund zu einem bestimmten Ziel unterwegs sein.«

Der Deutsche nickte. »Dann weiß ich Bescheid. Das kann nur der Hexenstein sein.«

»Richtig!« Ich schrak zusammen, als Stahlmenger startete. Wie eine wütende Hornisse jagte der Hubschrauber in den strahlendblauen Winterhimmel…

***

Thomas war selig. Sofern man bei einem Zombie überhaupt von diesem Begriff sprechen konnte. Er hatte es geschafft und die Seite an

sich genommen. Er war derjenige, den sich die Hexe ausgesucht hatte, und er würde sie nicht enttäuschen.

Den Rückweg wollte er wesentlich abkürzen, so daß er sich kurzerhand in das Gelände schlug und auch keine Rücksicht darauf nahm, ob er in Schneewehen hineinsprang. Oftmals überschlug er sich an den Hängen und raste wie eine dunkle Kugel, dabei eingehüllt in weiße Wolken, dem nächsten Ziel entgegen.

Der Zombie überwand die Strecke rasch. Die Hexe hatte sich bei ihm noch nicht wieder gemeldet.

Statt ihrer Stimme vernahm er ein anderes Geräusch, das ihn aufblicken ließ.

Das Rattern einer Maschine… Instinktiv verschwand er zwischen Baumstämmen, so daß er eine gute Deckung fand. Über ihm flog die Maschine hinweg. Ein Hubschrauber, nicht sehr groß, mit zwei Männern besetzt.

Schnell war er vorbei.

»Komm, komm schnell. Sie waren bereits bei mir!« Thomas erschrak über die plötzliche Stimme.

»Wo?« fragte er.

»Am Stein, und sie haben mich gesehen.«

»Ich habe sie auch gesehen. Sie flogen…«

»Du mußt schneller sein als sie, mein Freund. Nur dann können wir das Gasterntal in eine Hölle verwandeln.«

»Ich werde mich noch mehr beeilen.« Thomas verließ sein Versteck. Der lange Weg hatte Spuren bei ihm hinterlassen. Auf seiner kalten Haut klebte der Schnee. Auch das Gesicht hatte darunter gelitten. Seine teigige Haut trat nur an bestimmten Stellen hervor. Die anderen Teile waren schneebedeckt.

Als er das Rauschen des Wassers hörte, war er froh. Nach wenigen Minuten lag nicht nur der Höhenunterschied hinter ihm, er hatte auch den Wald verlassen und hetzte nun über die freie Fläche.

Seine Bewegungen waren unsicher, die Arme pendelten und schwangen auf und nieder. Er hielt den Kopf nach vorn gedrückt, spürte aufkommenden Wind, der gegen seinen Rücken blies, so daß er noch schneller lief und sogar den Eindruck hatte, fliegen zu können.

Er hielt sich in Flußnähe, wo der Schnee nicht so hoch lag. An diesen Stellen kam er besser weg.

Das Wasser floß, an den Uferrändern jedoch klammerten sich Eisschollen fest, oft zackig wie Spiegelscherben aussehend.

Büsche säumten den Uferrand. Manche hingen über, wurden im Sommer vom Wasser umspült, jetzt sahen sie aus, als würden sie aus dem dünnen Eis am Rand hervorstechen.

Wenn dem Zombie die gefrorenen Zweige im Weg standen, brach er kurzerhand hindurch. Nichts hielt ihn auf, und bald schon verließ er

die Uferregion des Flusses und hetzte über ein weites Schneefeld, über das bereits die ersten Schatten der Felswände fielen und ihm einen grauen Anstrich gaben.

Er atmete nicht und rannte weiter.

Es war ein Laufstil, den man schlecht einordnen konnte.

Das Geräusch des Hubschraubers vernahm er nicht mehr, dafür hörte er wieder die Stimme der Hexe, die ihn zu einer noch größeren Eile antrieb.

»Ich spürte, daß du es schaffst. Ja, ich merke es genau. Du kommst mir immer näher. Bald bist du wieder bei mir, dann kann ich endlich befreit werden…«

Thomas strengte sich noch mehr an. In seinen völlig verschmutzten Haaren klebte der Schnee.

Manchmal liefen Wasserbahnen über sein aufgedunsenes Gesicht, in dem sich ebenfalls die Dreckspuren wie die Kriegsbemalung bei einem Indianer abzeichneten.

Er und die Hexe!

Sie beide würden sich wunderbar ergänzen und die Umgebung in eine Hölle verwandeln.

Schon sah er vor sich den Platz seiner ersten Bluttat. Das kleine Gasthaus am Eingang der Schlucht lag einsam und verlassen. Man hatte die Toten fortgeschafft.

Die Schatten holten ihn auch hier ein. Wenn die Sonne verschwunden war, würden die Temperaturen wieder sinken. In der Nacht war die Kälte besonders arg. Sie ließ das gesamte Gasterntal erstarren und verwandelte es in eine tote Winterwelt.

Der Zombie eilte links am Waldhaus vorbei und entdeckte auch hier die Spuren derjenigen, die sich ebenfalls ins Gasterntal begeben hatten und seine Feinde waren.

Als er die Schlucht betrat, hatte er noch so viel Schwung, daß er auf dem bergab führenden Weg ausrutschte, hinfiel, sich überschlug und weiterrollte. Fast wäre er noch im eisigen Wasser des Wildbachs gelandet, doch an einem aus der Erde wachsenden Stein konnte er sich abstützen.

Er raffte sich auf. Mit breitbeinigen Bewegungen stakste er weiter, behielt sein Gleichgewicht und sah schon bald die Steinbrücke, unter der ein tosender Wildbach herfloß.

Noch vor der Brücke lag der Stein!

So etwas wie ein Lächeln zuckte über seine Lippen. Die Augen waren weit aufgerissen. Sie glichen Kugeln, die aus den Höhlen zu quellen schienen. Seine Bewegungen wirkten schlenkernd, er schleuderte bei jedem Schritt die Arme hoch, als wären irgendwo Stangen, an denen er sich festhalten konnte.

Dann blieb er stehen, drehte sich um und sah vor sich den schrägen

Hexenstein.
Er sah auch das Gesicht und hörte gleichzeitig die Stimme der Gastern-Hexe.
»Du bist da. Jetzt kann nichts mehr passieren. Ich habe dir die Sprache deshalb gegeben, damit du in der Lage bist, die Worte laut vorzulesen, die zu meiner Befreiung führen. Lange genug haben es die Menschen verstanden, die Worte zu verbergen. Das ist nun vorbei. Du bist gekommen, um sie zu lesen. Fang an!«
Der Zombie ließ die Axt fallen. Mit einem dumpfen Laut landete sie neben ihm im Schnee. Dann holte er die aus der Bibel herausgerissene Seite hervor und faltete sie auf.
Wind fuhr kalt durch die Schlucht, erfaßte auch das Papier und knickte es. Der Zombie mußte es mit seinen beiden Pranken festhalten, beugte sich vor und schaute über den Rand hinweg auf den Stein.
Dort zeichnete sich das Gesicht der alten Hexe ab. Eine widerliche Fratze, häßlich, angsteinflößend, aber darauf lauernd, endlich befreit zu werden.
Er begann zu lesen. Die Worte kamen nicht flüssig aus seinem Mund, eher stockend, wie bei einem Kind, das sprechen lernt.
Doch sie erfüllten ihren Zweck.
»Vorbei sind die Zeiten der Qual und der Schmerzen. Vorbei ist die Vergangenheit, die unwürdige Gefangenschaft. Für dich, o Wesen des Teufels, soll nur noch die Zukunft zählen, damit du sie dem Bösen weihst. So schreiben es die Schwarzen Gesetze vor, denen auch du gehorchen mußt…« Es folgten einige Sätze aus der Hexensprache. Unheimlich klingende Worte, ein jedes drohend ausgestoßen und sehr laut, damit es auch von der Hexe vernommen werden konnte.
Auf der schrägen Seite des Steins zeigte sich noch immer ihr Gesicht. Aber er war nicht mehr so starr. Allmählich bewegten sich die Linien in ihrem Gesicht. Da zuckten die Lippen, auch an den Kopfseiten begann das Zittern.
So wie das Gesicht erschienen war, verschwand es auch wieder, und der Zombie, der genau in dem Augenblick die Beschwörung abbrach, starrte auf den leeren Stein.
Seine Arme sanken nach unten. Er schüttelte den Kopf und ahnte, daß er einen Fehler gemacht hatte. Er hatte die Hexe durch die Worte nicht vertreiben, sondern holen wollen.
Das war nicht geschehen.
Thomas konnte es einfach nicht begreifen. War denn alles umsonst und ohne Sinn gewesen?
Er stand im eiskalten Winterwind, der mit den Fetzen seiner Kleidung spielte, starrte auf das schnell fließende und tosende Wasser des Wildbachs und hörte plötzlich ein andere Geräusch, das ihm

überhaupt nicht paßte.

Er kannte es, hatte es schon auf dem Hinweg vernommen. Es waren die typischen Laute, die ein herbeifliegender Hubschrauber abgab, der sicherlich bald über der Schlucht erscheinen würde.

Die Gastern-Hexe blieb verschwunden!

Aus dem Maul des Zombies drang ein röhrendes Geräusch, ein tiefes Stöhnen oder Ächzen. Sein rechter Arm sank herab, die Faust öffnete sich, und das Papier fiel zu Boden. Es sah aus, als würde es im Schnee liegenbleiben, aber ein Windstoß erfaßte das herausgerissene Blatt und trug es weiter.

Er trieb es über den Rand hinweg, so daß es in die Tiefe gedrückt wurde, das Wasser des Wildbachs erreichte und von den Fluten weggeschwemmt wurde.

Ein Fehler, eine Enttäuschung. Die Beschwörung hatte nicht geklappt. Dafür kamen die Feinde. Sie waren nicht mehr weit entfernt. Der Hubschrauber flog bereits über das kleine Berggasthaus hinweg und setzte zur Landung an.

Der Zombie bückte sich und hob seine Axt auf. Er würde sich den Menschen stellen und sie niedermachen.

Dabei schaute er zu, wie der wendige Helikopter landete. Im Wirbel seiner Rotorblätter stiegen Schneewolken in die Höhe. Sie nahmen dem Zombie die Sicht auf den künstlichen Vogel.

Bis er den Schrei hörte!

Irre, wahnsinnig, überlaut, und selbst das Tosen des Wildbachs übertönend.

Thomas drehte sich um.

Der Stein gab seine Magie frei - und auch die Hexe. Er wurde nicht zertrümmert, doch aus seinem Innern drang etwas hervor, das wie ein langer, roter, feuriger Streifen aussah und an der Schluchtwand in die Höhe stieg.

Eine Gestalt. Knallrot, an manchen Stellen dunkel wie Blut und am Kopf so aussehend wie das Hexengesicht im Stein.

Der Zombie beugte sich zurück. Er riß sein Maul weit auf. Laute des Triumphes drangen über seine Lippen, Schreie der Erlösung, denn ein Traum war endlich Wahrheit geworden.

Er hatte die Gastern-Hexe befreit und brauchte keine Angst mehr vor seinen Feinden zu haben…

***

Wir hatten uns beeilt. Heinz Stahlmenger hatte sein Bestes gegeben. Er war geflogen, was die Maschine hergab, dennoch hatten wir den Zombie nicht entdecken können. Sein Vorsprung war einfach zu groß gewesen. Zudem konnte man einen Untoten nicht mit einem normalen Menschen vergleichen. Zombies brauchen keine Pause, sie können

rennen bis in alle Ewigkeiten.

Heinz Stahlmenger sah mir meine Not an. Er hob hin und wieder die Schultern, enthielt sich aber eines Kommentars. Ich atmete schließlich auf, als ich die Umrisse des Gasthofes *»Waldhaus«* unter uns liegen sah. Wir schwebten darauf zu, gingen gleichzeitig tiefer, so daß es wirkte, als wollten wir auf dem schrägen Dach landen.

Stahlmenger setzte den Hubschrauber jedoch butterweich vor dem Haus auf den Boden. Ich sah wieder nichts, kletterte dennoch aus der Maschine und lief geduckt die ersten Schritte durch den Schneewirbel.

Hinter mir »falteten« sich die Rotorblätter zusammen. Der Motor lief allmählich aus. Letzte Flocken peitschten noch in meinen Nacken, als ich weiterlief und den direkten Weg zur Schlucht einschlug.

Hinter mir hörte ich die Schritte des Deutschen durch den Schnee stampfen. Ich blickte über die linke Schulter zurück und rief dem Mann zu, möglichst vorsichtig zu sein.

Düster und drohend sah der Schluchteingang aus. Die Sonne war bereits tief gesunken. Die Wände bildeten jetzt lange Schatten, die auf Wasser und Wege fielen.

Auch das Wasser hatte eine andere Färbung angenommen, und die Steine, über das die Fluten flossen, erinnerten mich an starre Köpfe.

Mehr rutschend als laufend betrat ich die Schlucht, immer auf der Suche nach Thomas, dem Zombie.

Ich sah ihn nicht.

Dafür hörte ich Stahlmengers Frage: »Haben Sie ihn schon entdeckt, John?« Er hatte gegen das Rauschen des Wildbachs anschreien müssen. Meine Antwort bestand aus Kopfschütteln.

Wichtig war der Hexenstein. Ich hoffte stark, daß er den Geist oder die Gestalt der Hexe noch in sich barg, aber als ich ihn erreichte, blickte ich auf die völlig normale Oberfläche, über die das Wasser in rasender Schnelle glitt.

Keine Spur von der Gastern-Hexe!

Mein Blick glitt über die Brücke. Für einen winzigen Moment glaubte ich, jenseits einer Kurve einen rötlichen Schein über die Schluchtwände huschen zu sehen. Das konnte auch eine Täuschung sein. Schnee klebte in meinem Gesicht. Ich wischte ihn weg, öffnete den Reißverschluß der Jacke und holte mein Kreuz hervor. Es hatte bei meinem ersten Besuch reagiert, auch jetzt hoffte ich darauf, wurde jedoch enttäuscht, denn es tat sich nichts.

Das geweihte Silber blieb kalt.

Für mich war es der Beweis, daß die Hexe nicht mehr im Stein steckte. Thomas mußte sie befreit haben.

Neben mir kam Heinz Stahlmenger rutschend zum Stehen. Er keuchte vom Lauf. »Und?« erkundigte er sich. »Haben Sie schon eine Spur entdecken können?«

»Nichts, gar nichts.«

Er war kleiner als ich und mußte zu mir hochschauen. »Wissen Sie, was das bedeutet, John?«

»Ja.«

»Dann haben wir verloren?«

Ich hob die Schultern. »Das will ich nicht unbedingt sagen. Zumindest muß es dem Zombie gelungen sein, die Hexe zu befreien. Mein Kreuz hat nicht reagiert. Wo sie sich allerdings befindet, ist mir unbekannt. Ich habe sie bis jetzt nicht gesehen.«

»Zwei Gegner«, sagte Stahlmenger. »Einer für Sie und der andere…«

»Hoffentlich nicht für Sie, Heinz.« Ich schaute ihn an. »Am wohlsten wäre mir, wenn Sie Ihre Maschine besteigen und wieder nach Kandersteg zurückfliegen würden.«

Er lachte mich an oder aus. »Und Sie hier allein lassen?«

»Dämonen, Gespenster und Geister zu jagen ist mein Job. Vergessen Sie das nicht. Sie sind ein Laie, Heinz.« Während dieser Worte drehte ich mich immer wieder um, weil ich von den beiden irgend etwas sehen wollte.

Die Schlucht blieb leer. Nur das Tosen des Wassers drang echohaft an unsere Ohren.

Ich sah wieder den Stein an. Nichts, aber auch gar nichts zeichnete sich dort ab.

Im nächsten Moment hörten wir das Gelächter. Es brach über uns herein wie ein Sturmwind. Die blanken Felswände verstärkten es noch, bildeten Echos, wobei das eine in das andere hineinglitt und das Lachen zu einer akustischen Grußbotschaft des Teufels anschwellen ließ.

Ein Gelächter, das Angst einjagen konnte. Nicht umsonst sah ich auf Stahlmengers Gesicht die Gänsehaut. Wir warteten still ab, bis das Gelächter verstummt war und wir nur noch das Rauschen des Wildbachs hörten. Ich sah Stahlmengers Nicken. »Ja, John, Sie haben sich nicht geirrt. Das war sie. Das war die Hexe, und Thomas hat es geschafft, sie aus dem verfluchten Stein zu befreien.«

»Sie weiß jetzt auch, daß wir in der Schlucht sind«, fügte ich hinzu. »Mit dem Gelächter hat sie uns ihre Macht bewiesen.«

Der Deutsche schüttelte sich. »Ich habe schon viele Leute lachen hören, aber nicht so.«

»Hexen sind keine Menschen, Heinz.«

»Was hat sie damit bezweckt?«

»Eine Demonstration ihrer Stärke. Sie wollte uns zeigen, daß sie sich vor uns nicht fürchtet. Daß sie die Herrin in dieser Schlucht ist. Ihr gehört alles, es steht unter ihrer Kontrolle, wie schon einmal vor Jahrhunderten.«

»Wir werden sie also suchen müssen.«

»Ja, falls sie sich nicht von allein zeigt und uns angreift.«
»Rechnen Sie denn damit?«
Ich wiegte den Kopf. »Nicht direkt, wenn ich ehrlich sein soll. Ich glaube eher, daß sie ihren Helfer, den Zombie vorschickt, damit er uns zuerst aufs Korn nimmt.«
»Den müßten wir schaffen.«
»Im Prinzip ja. Aber diese Wesen sind auch hinterlistig und gemein, wenn Sie verstehen.«
»Sie denken an eine Falle?«
»Genau.«
Stahlmenger sah sich um. »Ja, die Schlucht ist wie geschaffen dafür. Aber wo sollen wir anfangen, können Sie mir das sagen? Wahrscheinlich müssen wir die Schlucht durchwandern und damit rechnen, daß hinter jedem Vorsprung oder jeder Kehre das Grauen lauert.«
»Dieses Risiko müssen wir eingehen. Es gibt keinen anderen Weg.«
Er nickte.
»Noch können Sie fliegen, Heinz. Ich nehme den Kampf gegen die beiden auch allein auf.«
Er schüttelte heftig den Kopf. »Ich habe vor zwei Jahren nicht gekniffen und werde es auch jetzt nicht tun.«
»Okay.«
Wir warfen noch einen letzten Blick auf den Hexenstein, bevor wir uns in Bewegung setzten.
Heinz Stahlmenger gab mir noch einige Instruktionen über Länge und Beschaffenheit des Schluchtwegs. »Wir müssen außerdem zwei Tunnel durchqueren.«
Ich blieb stehen. »Sind sie sehr lang?«
»Nein, aber düster.«
»Also ideal für einen Angriff.«
»Das kann man sagen.«
»Bleiben Sie auf jeden Fall hinter mir, Heinz. Wenn die Hexe und der Zombie erscheinen, übernehme ich die Sache.«
»Ist klar.«
Nur noch wenige Schritte waren es bis zur Brücke. Unter ihr lagen zahlreiche Steinhaufen. Manche Felsen wirkten wie die Wurfgeschosse von Titanen. Das Wasser umspülte sie, und wo es nicht hinkam, schimmerte blankes Eis auf dem Gestein.
Ich dachte an meinen Bumerang. Unter Umständen mußte ich ihn gegen die Hexe einsetzen. Über ihre Größe und über ihr Aussehen war ich nicht informiert. Sie konnte klein wie ein Zwerg sein, aber auch übergroß wie ein Riese.
Alles war möglich…
Auf der Brücke fühlte ich mich seltsamerweise etwas unwohl. Ich

hatte den Eindruck, als würde das Gestein unter dem Schnee leicht zittern. Das konnte ich mir jedoch auch einbilden. Andererseits traute ich es der Hexe zu, daß sie die Brücke zerstörte.

Als wir die Mitte erreicht hatten, passierte es. Der Angriff erfolgte urplötzlich, aber er traf uns nicht direkt, wir wurden auch nicht verletzt, nur hatte die Hexe unter der Brücke gelauert und schoß nun mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit hervor.

Beide schraken wir zusammen, als wir das unheimliche Heulen und Pfeifen vernahmen, das ihren Auftritt begleitete. An der rechten Seite des mit Schnee bedeckten, breiten Steingeländers der Brücke sahen wir ihre Gestalt in die Höhe schießen.

Ein dunkelroter kometenhafter Streifen. Ein fürchterliches Gesicht, übergroß, faltig, runzelig, häßlich, mit einer gebogenen Knochennase, ballongroßen Augen und einem widerlichen Maul, das offenstand und dabei gebogen war wie ein liegender Halbmond.

Zwei lange Arme wischten uns entgegen. Beide erhielten wir einen Schlag, der uns in den Schnee schleuderte. Vor unseren Augen jagte die Hexe als rötliches Wesen in die Höhe, so daß sie sogar das Ende der Felswand erreichte und dort verschwand, als würde sie in das Gestein hineinkriechen.

Wir rappelten uns hoch. Automatisch klopften wir uns den pappigen Schnee ab, als wir uns dabei umsahen.

»Sie ist weg!«

Stahlmenger hatte die Worte so leise gesprochen, daß ich sie praktisch von seinen Lippen ablesen mußte. Ich nickte.

»Aber sie wird zurückkehren. Das war nur der Auftakt«, sagte ich.

»Sollen wir weitergehen?«

»Sicher. Vergessen Sie nicht, daß es noch einen zweiten Gegner gibt, den wir nicht unterschätzen dürfen.«

»Aber einen Zombie können Sie mit einer Kugel aus geweihtem Silber erledigen, John.« Fast beschwörend blickte mich Heinz bei diesen Worten an. Er hatte die Brille abgenommen, um die Gläser vom Schnee zu reinigen.

»Sie haben recht. Nur müssen wir daran denken, daß er sich bewaffnet hat. Wurde bei der Untersuchung der Leichen nicht festgestellt, daß die Wunden von Axthieben stammten?«

»So ist es.«

»Er wird die Axt noch in seinem Besitz haben.« Nach diesen Worten ging ich weiter und verließ die Brücke.

Wir sahen die Spuren im Schnee, auch die des Fahrzeugs, das von Kandersteg hochgekommen war und dessen Fahrer die Toten gefunden hatte. Obwohl mich das Tosen des Wassers umgab, kam ich mir einsam vor. Diese Schlucht war wirklich bedrückend. Sie konnte einen Menschen schon gemütskrank machen. Die Schatten nahmen an

Dichte zu. Zahlreiche Stellen und Vorsprünge waren schon nicht mehr klar zu erkennen. Besonders dann nicht, wenn auf ihnen kein Schnee lag. Der Frost hatte die Oberfläche der weißen Schicht glatt werden lassen. Eis glitzerte wie kleine Diamanten.

Vor uns lag eine enge Kurve. An der linken Seite wuchsen die Felshänge über. Ich mußte mich ducken, um nicht mit dem Kopf anzustoßen.

Die Tiefe der Schlucht blieb nie gleich. Im Laufe der Jahrtausende hatten sich wellige Formationen gebildet, kleine Hügel oder Talrinnen, bestückt mit kantigen Steinen.

Wir hatten die Stelle erreicht, wo die Schlucht am tiefsten war. Aus Gründen der Sicherheit war der rechte Wegrand mit einem Zaun versehen worden.

Aus der Tiefe stieg eine eisige Kälte empor. Sie kam mir vor wie der Hauch des Todes. Der Grund war kaum zu erkennen. Wir ahnten das schäumende Wasser mehr, als daß wir es sahen.

Ich ging weiter. Heinz Stahlmenger blieb dicht hinter mir. »Da vorn liegt der erste Tunnel«, sagte er.

Noch konnten wir die Öffnung erkennen. Sie wirkte wie ein halbrundes, dunkles Loch. Was dahinter lag, verschluckte die Dunkelheit. Wie mir der Deutsche erzählte, beschrieb der Weg im Tunnel einen Bogen.

»Wir müssen hindurch«, sagte er.

»Ideal für den Zombie. Einen besseren Hinterhalt hätte er sich nicht wünschen können.« Ich schob meine Hand unter die ärmellose Weste, die ich noch trug, und faßte nach der Beretta. Der Griff war kühl und glatt. Meine Finger glitten über ihn hinweg, und ich spürte so etwas wie ein beruhigendes Gefühl.

»Lassen Sie mich zuerst den Tunnel betreten«, riet ich Stahlmenger, als dieser vorgehen wollte.

»Wie Sie wollen, John. Er ist nicht lang, aber dunkel und unübersichtlich.«

»Klar.«

Ich hatte im Laufe der Zeit einen sechsten Sinn dafür bekommen, was Gefahren anging. Deshalb stürmte ich den Tunnel nicht. Vorsichtig und tastend setzte ich meine Schritte. Die Sohlen schleiften dabei über die glatte Schneefläche.

Direkt vor dem Eingang stoppte ich. Eiskalte Luft wehte mir ins Gesicht. Ich hatte das Gefühl, in eine Höhle gehen zu müssen, die kein Ende hatte.

Hinter mir blieb es normal. Heinz Stahlmenger stand mit leicht gespreizten Beinen nahe des Zauns.

Eine Hand lag auf dem runden Handlauf. »Sehen Sie etwas, John?«

»Nein, noch nicht.«

Bevor ich den Tunnel betrat, ließ ich meinen Blick noch einmal über die Felsen wandern.

Da war nichts zu sehen. Sie schwiegen sich aus. Die einbrechende Dunkelheit hatte sie verändert.

Manche von ihnen hatten Formen, die mich an böse, gewaltige Gesichter erinnerten, von deren Nasen lange Eiszapfen nach unten hingen.

Dann ging ich.

Den ersten Schritt, den zweiten. Beim dritten geriet ich bereits in den Schatten des Tunnels. Die hervorströmende Kälte umfaßte mich wie Arme aus Eis.

Und ich hörte den Schrei. Hinter mir, gellend, angstvoll. Ich flirrte herum.

Die Hexe war da, und sie hatte sich Stahlmenger geschnappt!

***

Noch in der Bewegung hörte ich dann das laute Brechen, als der Sperrzaun zerknackt wurde. Die Hexe besaß eine immense Kraft. Metall widerstand ihr nicht und erst recht kein Mensch.

Stahlmenger hatte sich noch zurückschwingen wollen, das war aber nicht mehr möglich gewesen.

Die gewaltige Klaue der Hexe erfaßte ihn und drückte ihn zusammen, als wäre die Klaue ein Gewinde. Ich sah den Arm, eine Schulter der Hexe, dann wurde Heinz vom Boden hochgerissen und über das zerbrochene Gitter geschleudert.

Ich wollte ihm nach, blieb aber schon im Ansatz stehen, denn die Hexe lockerte ihren Griff.

Heinz wußte, was auf ihn zukam. Er versuchte sich verzweifelt am Gelenk wie ein Turner an der Reckstange festzuklammern, aber das ließ seine Gegnerin nicht zu.

Sie wollte, daß er in die Tiefe fiel.

Ich griff zum Bumerang, kam jedoch nicht dazu, ihn einzusetzen, denn die zweite Gefahr näherte sich mir aus dem Tunnel.

Es war Thomas, der Zombie!

Er rannte herbei, wirkte auf mich wie ein Gespenst und schwang dabei seine mörderische Axt…

***

Obwohl ich von unserem zweiten Gegner gewußt und auch mit einem Angriff gerechnet hatte, war ich trotzdem überrascht. Nicht so sehr wegen der Tatsache des plötzlichen Auftauchens, nein, mir ging es um die Person des Zombies, mit dem ich schon vor mehr als zwei Jahren auf Leben und Tod gekämpft hatte.

Thomas war mir noch sehr gut in Erinnerung geblieben. Er hatte sich aber nicht so verändert, als daß ich ihn nicht erkannt hätte. Seine

Gestalt war mit Schnee und Dreck verklebt, die Kleidung bestand aus Fetzen, das Gesicht zeigte ebenso einige Wunden wie der Körper. Sie waren in der Zwischenzeit blutlos und ohne Kruste zusammengewachsen. Sein Haar wirkte wie strähniger Draht, die Bewegungen waren nicht sehr schnell, doch er wurde vom Schwung seiner Angriffswucht getragen, als er mir die Schneide der Axt in den Kopf schmettern wollte.

Ich warf mich in den Tunnel hinein und gleichzeitig zur Seite. Leider kam ich nicht mehr an meine Beretta heran und hatte noch das Pech, direkt vor dem Tunnel auf einen Eisklumpen zu treten und auszurutschen.

Ich fiel, prallte rechts gegen die kalte Steinwand und stieß mir noch an der niedrigen Decke den Kopf, so daß ich für einen Moment Sterne sah und völlig durcheinander war.

Bevor ich zu Boden stürzen konnte, hatte ich mich gefangen und zugleich gedreht. Auch der Zombie war nicht untätig geblieben. Für einen Moment zeichnete sich seine Gestalt im Eingang der Tunnelöffnung ab, ich sah noch die Bewegung seiner linken, freien Hand, die er zum Schlag erhob, und wollte zur Beretta greifen.

Eine Kugel reichte!

Vielleicht hatte ich mich zu sehr auf diese Tatsache konzentriert. Jedenfalls sah ich den Gegenstand, der auf mich zuwirbelte, viel zu spät. Der Zombie hatte ihn geschleudert. Ob Stein oder Eisbrocken, das spielte keine Rolle. Ich zog noch den Kopf ein und bemerkte in derselben Sekunde, daß ich viel zu spät reagiert hatte.

Etwas knallte gegen meine Stirn, und wieder platzten Sterne wie ein gelber Funkenregen vor meinen Augen auf. Die Haut war an der getroffenen Stelle weggeplatzt. Aus der Wunde sickerte Blut, ich wurde nicht bewußtlos, nur schwächer, und mein einziger Gedanke drehte sich darum, diesen Horror zu überleben.

Gebückt taumelte ich tiefer in den Tunnel. In meinen Ohren lastete ein dumpfes Gefühl, ich riß die Beretta hervor, hörte hinter mir wuchtige Schritte und schoß einfach über die Schulter.

Das Echo des Schusses wetterte zwischen den inneren Tunnelwänden und hallte in meinen Trommelfellen.

Da die Schritte hinter mir nicht verklangen, war mir klar, daß ich nicht getroffen hatte.

Nur weg! Raus aus diesem Tunnel!

Er führte tatsächlich in eine Linkskurve, die ich zu spitzwinklig anging und deshalb gegen einen Mauervorsprung stieß.

Ich drehte mich, die Waffe machte die Bewegung mit, als ich Thomas dicht vor mir sah.

Wieder sauste die Axtklinge nach unten.

Irgendwie kam ich weg. Meine Reflexe war ausgezeichnet. Ich spürte

keinen Schmerz, vernahm auch kein dumpfes Geräusch, dafür aber ein helles Klirren, als Metall auf Stein traf.

Er hatte mich nicht erwischt.

In meinem Kopf tuckerte der Schmerz. Noch immer rann Blut aus der Wunde, doch mein Sehvermögen war zum Glück nicht beeinträchtigt worden. Vor mir erkannte ich den Ausgang des Tunnels.

Auch an dieser Seite zeichnete er sich als von der Erde hochwachsender Rundbogen ab.

Wie oft hatte ich schon gegen Zombies gekämpft, aber selten so eine Mühe gehabt wie hier!

Ich lief weiter.

Die Angst vor der Axt saß mir im Nacken, deshalb setzte ich auch zu einer Zickzack-Fährte an, um die Trefferchance meines Verfolgers zu verringern.

Ich kam unbehelligt raus, sah den Weg wieder, den hellen, dicken Schnee, und konnte mich am Gitter abstützen, bevor ich wieder auf einem der hinterlistigen Eisbrocken ausrutschte.

Ich drehte mich um.

Blut war mir in mein Auge gelaufen. Es nahm mir einen Teil der Sicht. Ich wischte es weg, drückte den linken Arm nach hinten und stützte mich mit der Hand auf der waagerecht laufenden Planke der Sicherung ab.

Die andere brachte ich in Schußposition.

Thomas kam noch nicht. Ich ging ihm auch nicht entgegen und wartete. Allmählich beruhigte sich mein keuchender Atem, auch das Zittern hörte auf. Ich mußte ihn einfach erledigen, denn auf mich wartete noch die verfluchte Hexe.

Für einen Moment dachte ich an Heinz Stahlmenger. Ich hatte ihn nicht fallen sehen, rechnete jedoch damit, daß sich die Gastern-Hexe auf so grausame Art und Weise gerächt hatte.

Aus dem Tunnel klangen mir Geräusche entgegen. Schleifende Schritte, ziemlich unregelmäßig, denn auch der Zombie wußte, daß ich nicht waffenlos war.

Schon einmal hatte Thomas verloren.

Mein Blick traf die Tunnelöffnung im schrägen Winkel, so daß ich sie nicht ganz überschauen konnte. Natürlich rechnete ich mit einem hinterhältigen Trick, und das war auch gut so.

Thomas kam nicht selbst, er schickte statt dessen seine Mordwaffe auf die Reise.

Die unheimlich hart geworfene Axt fegte aus der grauen Öffnung, überschlug sich in der Luft, ich sah noch dieses gefährliche Blitzen und ging volles Risiko ein, als ich mich nach hinten schleuderte, über das Geländer hinweg.

Dahinter begann nicht sofort der Abgrund, es war noch ein schmaler

Steg darunter, auf dem ebenfalls eine Schneehaube lag. In sie fiel ich hinein, während über mir die Axt hinwegwischte und irgendwo in der Schlucht landete.

Jetzt war der Zombie waffenlos, und das hatte ich gewollt!

Kam er?

Ich wartete. Auch Thomas war schlau, so daß ein kleiner Nervenkrieg begann.

Viel bewegen konnte ich mich auf dem glatten Schnee nicht. Ich lag zwar schräg, schloß mit dem Kopf bereits am Rand des Vorsprungs ab. Die Mütze hatte ich während des Kampfes verloren. Es fiel mir erst jetzt auf, als der nasse Schnee auf der Kopfhaut klebte.

Wann würde er erscheinen? Er mußte einfach den Tunnel durchqueren. Es gab keine andere Möglichkeit, denn außen herum konnte er auf keinen Fall gehen.

Da waren der Abgrund und die steile Felswand mit ihrem rutschigen Eis und festgefrorenem Schnee in den Höhlen und Spalten.

»Johnnnn…«

Beim erstenmal glaubte ich, mich getäuscht zu haben. Wer konnte schon meinen Namen rufen?

Dann drang der dünne Schrei ebenfalls an meine Ohren, und ich vernahm wieder das eine Wort:

»Johnnnn…«

Mein Gott, da rief Heinz Stahlmenger. Er mußte sich irgendwo unter mir befinden und um Hilfe rufen. Wo er steckte, konnte ich nicht sehen, außerdem wagte ich nicht, mich zu bewegen, so lauschte ich weiter der Stimme, die das dumpfe Rauschen des Wildbachs übertönte.

Heinz Stahlmenger befand sich in großer, wenn nicht in Lebensgefahr. Konnte ich ihn aus dieser Gefahr herausholen? Ich versuchte, ihm zumindest Hoffnung zu geben, deshalb antwortete ich ihm.

»Alles okay, Heinz, ich bin noch da!«

Pause, dann wieder die dünne Stimme. »Der Zombie… was ist…?«

»Er lebt noch.«

»Beeilen Sie sich, John! Ich kann mich hier nicht mehr lange halten. Ich liege auf einem Felsvorsprung. Irgendwas ist mit meinem Bein…«

»Und die Hexe?«

»Nicht da!«

Sie nicht, aber Thomas. Er hatte eine günstige Zeit abgewartet und kam auch nicht langsam und etwas behäbig, wie die Zombies es an sich haben, aus dem Tunnel, nein, er hatte es raffiniert angefangen, duckte sich und rollte sich dabei über den Boden, so daß dünner Schnee wolkenartig aufstob.

Ich richtete mich auf, die Sicht wurde mir genommen, aber ich

wußte, wo er sich befand.
Als er hochkam, schoß ich.
Einmal, zweimal und auch ein drittes Mal.
Ich hörte keinen Schrei, sah aber innerhalb der Flockenwolke zuckende Bewegungen, als würde der Zombie mit einem makabren Tanz beginnen, der ihn zu Boden schleuderte, dann wieder in die Höhe trug, und ihn im nächsten Augenblick, wie von einem Faustschlag getroffen, abermals in den Schnee schickte, wo er liegenblieb und sich nicht mehr rührte.
Ich hatte ihn geschafft!
Sekundenlang blieb ich in der Haltung und wirkte mit meinem halb ausgestreckten Arm wie eine Eisfigur. Dann endlich bewegte ich mich und kam auf die Füße.
Ich war leicht unterkühlt, ging breitbeinig und mit steifen Schritten auf das Bündel zu, das mitten auf dem Weg lag, ein Untoter war und auf den Namen Thomas hörte.
Nein, gehört hatte!
Drei Silberkugeln überstand auch er nicht. Während ich auf den leblosen Körper starrte, lud ich automatisch die Waffe nach. Thomas lag halb auf der Seite und halb auf dem Rücken. Eine Kugel war ihm in die Wange gefahren. Ich sah zwar das Einschußloch, aber kein Blut. Dafür eine andere, sirupdicke Flüssigkeit von graugrüner Farbe, die wie ein Wurm aus der Wunde kroch.
Ich schüttelte den Kopf. Um einen normalen Zombie erledigen zu müssen, hatte ich zweimal nach Kandersteg fahren müssen. Eigentlich ein Unding, aber die Sache war noch nicht beendet.
Die Gastern-Hexe hatte ihren Helfer für alle Zeiten verloren. Um so grausamer würde sie zurückschlagen, um sich an Stahlmenger und mir zu rächen.
Noch hielt sie sich verborgen, aber sie besaß in Heinz Stahlmenger einen Trumpf, den ich nicht unterschätzen durfte.
»Johnnn…« Ich hörte abermals seinen verzweifelt klingenden Ruf und konnte ihm endlich eine positive Antwort geben.
»Thomas ist erledigt. Er hat meinen Kugeln nicht widerstehen können, Heinz!«
Stahlmenger antwortete nicht. Ich rief noch einmal nach ihm und hörte dann erst seine Antwort.
»Hol mich hier weg, John!«
»Wo steckst du denn?«
»Noch vor dem Tunnel…«
»Okay, ich komme.« Diesmal lief ich schneller durch den Tunnel. Es war auch niemand da, der mich aufhielt. Bei jedem Schritt spürte ich das Tuckern im Kopf, aber damit mußte ich mich abfinden. Blessuren gehörten einfach zur Tagesordnung.

Ich ließ den Tunnel hinter mir, rief nach Stahlmenger und vernahm seine Antwort deutlicher. Sie wurde zusammen mit dem Rauschen des Wassers aus der Schluchttiefe hochgetragen.

»Schauen Sie nach unten. Soviel ich weiß, gibt es da einen schmalen Pfad, der bis zum Wasser führt. Ihn können Sie gehen. Nur der Schnee, der wird…«

»Ruhe jetzt, Heinz!« Ich hatte mich bereits über das Geländer geschwungen, stand nun direkt vor dem Abgrund, der gar nicht mehr so steil aussah. Nur den Pfad sah ich nicht, allerdings zwei nur zur Hälfte mit Schnee bedeckte Steine, die auf mich wie Markierungspunkte wirkten und möglicherweise den Beginn des für mich nicht sichtbaren Pfades anzeigten. Ich probierte es einfach.

Mit dem Schuh schabte ich Schnee zur Seite, drehte mich und ging schräg in die Tiefe.

Das alles konnte natürlich auch eine Falle der Gastern-Hexe sein, doch dieses Risiko mußte ich eingehen.

Es war eine Quälerei. Ich klammerte mich, wenn es möglich war, mit den Händen an den Steinen fest, rutschte auch mal bäuchlings über den Boden und hörte den Ruf des Deutschen.

»Ich sehe Sie, John! Sie sind auf dem richtigen Weg!«

Ich gab keine Antwort. Ich brauchte die Luft. Manchmal glitt auch Schnee nach, war schneller als ich und traf meinen ungeschützten Kopf, wo er wieder in den Haaren klebenblieb und einfach nicht wegtauen wollte.

Je tiefer ich gelangte, um so besser klappte es. Der Zufall hatte mir tatsächlich den schmalen, gewundenen Pfad gewiesen, der zum Wasser hinführte. Auch ich konnte mich besser bewegen, und bald vernahm ich die Stimme des Verletzten sehr deutlich.

»Sie sind gleich bei mir. Sie müssen noch um einen Felsen.«

»Den schaffe ich auch!« keuchte ich.

Leider wurde es noch einmal schwierig. Der Pfad unter mir war verdammt glatt und vereist. In die Tiefe schaute ich nicht. Mir reichte das Rauschen des Wassers.

Aber hoch über mir hatte der Himmel bereits seine Farbe gewechselt. Er ging allmählich über in ein dunkles Blau. Klappte es? Ja, ich schaffte auch den Rest und sah Heinz Stahlmenger auf einem genügend großen Vorsprung hocken, der auch mir noch Platz bot.

Der Deutsche grinste mich an. Schnee hing an seiner Kleidung, auch in seinem Gesicht klebten Flocken.

Ich keuchte, holte Luft und nickte ihm zu. Noch kniete ich vor ihm. Dann stellte ich die erste Frage.

»Wie schwer ist Ihre Verletzung, Heinz? Können wir zusammen nach oben?«

Er beugte sich etwas vor, blickte mich aus großen Augen an. In

seinen Augenwinkeln entdeckte ich das gefrorene Tränenwasser. Sehr langsam schüttelte er den Kopf. »Ich bin nicht verletzt, John…«

»Was?«

Heinz hob die Schultern. »Es… es tut mir leid, mein Freund, aber ich mußte es…«

»Warum?«

Die nächsten Worte tropften fast über seine Lippen. »Sie hätte mich sonst getötet. Die Hexe wollte mich als Geisel haben, um für Sie die Falle zu stellen. Sie weiß, wie mächtig Sie sind, John, daß sie einen Zombie leicht erledigen können. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir tut, aber verstehen Sie mich. Ich habe auf Sie und Ihre Kraft vertraut. Vielleicht schaffen Sie die Hexe. Wenn nicht, sterben wir beide.«

Ich brauchte Heinz Stahlmenger nichts zu verzeihen, da ich mir vorstellen konnte, unter welch einer seelischen Hölle er gelitten hatte. Vielleicht war er daran sogar innerlich zerbrochen. Und im Prinzip hatte er recht. Ich hätte mich sowieso der Hexe stellen müssen, nur gefiel mir dieser Platz nicht.

»Sie… Sie sagen nichts?«

Ich streckte meinen Arm aus und schlug ihm auf die Schulter. »Keine Sorge, Heinz, das schaffen wir schon. Ich hätte an Ihrer Stelle kaum anders gehandelt.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Mein voller.«

Und dann war es wieder da. Dieses wahnsinnige Gelächter, das wir schon einmal gehört hatten. Es erfüllte die Schlucht, bildete unheimliche, hallende und böse klingende Echos, die uns entgegentobten.

Heinz Stahlmenger zuckte zusammen. Es war ihm anzusehen, daß er sich am liebsten im Fels verkrochen hätte, und ich sah auch den roten Schein, der über die Wände glitt.

Die Hexe mußte sich hinter mir befinden.

Sehr langsam drehte ich mich um - und sah sie.

Die Gastern-Hexe schwebte über der Schlucht. Sie hatte die Ausmaße eines Riesen und ebenso gewaltige Arme. Zwischen ihren riesigen Pranken hielt sie über dem Kopf einen riesigen Felsbrocken, den sie jeden Augenblick auf uns niederschleudern konnte…

***

Heinz Stahlmenger hatte Angst, und ich ebenfalls. Dieses Gebilde war so furchterregend und dämonisch, daß empfindliche Menschen bei ihrem Anblick einen Schock erlitten.

War sie auch ein Mensch? Besaß sie einen Körper, oder bestanden die Umrisse nur aus Geist?

Vielleicht aus beidem, denn Kopf und Arme waren Materie, während der übrige Körper verwischte und in seiner Geometrie mehr dem roten Schweif eines Kometen glich.

Urhäßlich zeichnete sich das Gesicht vor dem dunkleren Hintergrund ab. Die gleichen Züge, die ich innerhalb des Steins gesehen hatte, nur ins Riesenhafte vergrößert.

Ich drehte mich langsam hoch, dagegen hatte die Hexe auch nichts. Wenn man überhaupt von einem Gefühl sprechen konnte, das sich in ihrem Gesicht abzeichnete, dann kam nur eines in Frage.

Haß!

Möglicherweise auch der Wille zur Vernichtung. Und das sagte sie uns auch.

Sie konnte reden, sprach mit einer Donnerstimme, die Echos erzeugte, so daß es sich anhörte, als entstünde bei einem Mikrofon eine Rückkopplung, wobei ein Wort in das andere überging.

»Ich habe euren Tod beschlossen, das solltet ihr euch merken. Ich werde euch vernichten, zermalmen, indem ich diesen Felsbrocken nach unten schleudere.«

»Weshalb?« schrie ich ihr entgegen.

»Weil du und dein Freund das Böse ausmerzen wollen, das sich all die Jahre gehalten hat. Dies allein ist der Grund. Die Menschen damals wußten, weshalb sie das Gasterntal mieden. Sie spürten, daß hier seit Urzeiten etwas lauerte, das nur in der Hölle geboren worden sein konnte. Es gibt viele Orte des Grauens auf der Welt. Dieser hier gehört dazu, und das ist mein Platz, den ich mir nicht nehmen lassen werde. Auch nicht von euch. Ich werde wieder hier herrschen. Ich habe den Diener gefunden, der mich erlöste. Nicht umsonst wurde das Buch immer verschlossen und versteckt gehalten. Bei der Übergabe warnte man vor dieser einen Seite, die nicht in fremde Hände geraten sollte. Aber so etwas währt nicht ewig. Ich habe den Zeitpunkt erkannt.«

»Dein Diener ist tot!« hielt ich ihr entgegen.

»Ich wußte, daß du stärker bist als er. Er war für mich nur Mittel zum Zweck. Ich werde mir einen anderen holen. Menschen kommen oft genug in das Tal. Gern hätte ich mir auch die geschnappt, die im letzten Sommer durch das Tal gegangen sind. Ich habe sie gesehen, wenn sie vor dem Stein stehenblieben, über ihn lachten, aber dennoch einen Schauer verspürten, falls sie die Geschichte kannten, die sich um den Stein rankte. Sie haben die kleinen Steine geworfen und sind weitergegangen in dem Bewußtsein, mich gnädig gestimmt zu haben. Ich bin *nicht* gnädig, ich will herrschen. Als Herrscher kennt man keine Gnade. Man wird eure zerschmetterten Leichen finden. Vielleicht zwischen den Felsen oder im Wasser, ich weiß es nicht genau. Dann aber wird man wissen, daß es die Hexe tatsächlich gibt.«

Wie sollte ich sie stoppen? Bestimmt nicht mit einer Kugel. Möglicherweise gelang es mir, wenn ich den Bumerang schleuderte, das aber kostete Zeit.

Die Hexe würde immer schneller sein.

Und das Kreuz?

Es war kein Allheilmittel, aber es konnte vieles bewirken und sich auch gegen die Hexen richten, wie ich erfahren hatte.

Ich hatte es in die rechte Tasche meiner Jacke gesteckt, ließ die Hand hineingleiten, umfaßte das Kreuz und spürte dessen Wärme. Es reagierte schon.

Heinz Stahlmenger sagte nichts. Er hockte neben mir, und ich hörte sein scharfes Atmen. »Dann haben wir wohl keine Chance mehr«, sagte ich, dabei die Hand mit dem Kreuz aus der Tasche ziehend.

»Nein!« schmetterte mir die Hexe entgegen. »Nein, ihr habt keine Chance, ihr…«

»Darf ich noch etwas sagen?«

»Nur einen Satz!«

Und den rief ich so laut, wie ich nur konnte.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

***

Das Kreuz strahlte, die Hexe zitterte. Ihre Gestalt war plötzlich lichtumflossen. Wir hörten sie jaulen und schreien, als wollte sie mit diesen Geräuschen die Felsen zerschmettern. Aber sie konnte nicht anders. Die geballte Kraft meines Kreuzes hatte sie voll erwischt und bewegungslos gemacht.

Die Hexe schrie weiter, stand steif, bewegte sich nicht vom Fleck, aber sie zitterte.

Ich zog den Bumerang hervor. Stahlmenger stellte eine Frage, auf die ich keine Antwort gab. Statt dessen schwang ich meinen rechten Arm weit zurück.

Es mußte ein erstklassiger Wurf werden, die Hexe durfte einfach nicht überleben.

Ich warf die silberne Banane.

Sie jagte wie ein Geschoß aus meiner Hand und raste ihrem Ziel entgegen. Hinein in das Licht tauchte sie, glühte für einen Moment auf, als wollte sie zerplatzen, flog weiter und raste mit großer Geschwindigkeit auf ihr Ziel zu.

Treffer!

Genau zwischen Kinn und Brust. Die Waffe durchschlug den Hals.

Ich hatte schon erlebt, daß Schädel von Dämonen einfach wegflogen, das war hier nicht der Fall.

Die Gastern-Hexe explodierte in einem feurigen Wirbel aus Funken und rotem Licht. Flackernd tanzte der Widerschein zwischen den

Schluchtwänden und schuf eine geisterhafte Atmosphäre.
Sogar der Schnee nahm für einen Moment eine rote Färbung an, bevor alles wieder zusammenbrach und die Düsternis Einzug hielt.
Die Hexe war verschwunden, ebenfalls der Felsbrocken, der innerhalb des magischen Lichts einfach weggeschmolzen war.
Mein Bumerang kehrte zielsicher zurück, so daß ich ihn mühelos auffangen konnte.
Ich drehte mich zu Heinz Stahlmenger um.
Der starrte mich an. »Das… das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte er. »Verdammt, das ist einfach…«
Ich hob die Schultern. »Heinz, die Hexe ist nicht mehr da. Wir haben sie erledigt.«
»T… tatsächlich?«
»Ja.«
Er schloß die Augen und sagte mit leiser Stimme: »Ich glaube, jetzt werde ich erst einmal beten…«

***

Als wir den galerieartigen Pfad trotz großer Schwierigkeiten sicher, aber völlig erschöpft erreicht hatten, fielen wir uns in die Arme und waren froh, es geschafft zu haben. Heinz Stahlmenger starrte auf den reglosen Körper des Zombies, schüttelte sich und flüsterte: »Wenn ich daran denke, wie oft ich mit Thomas an der Bar gesessen und ein Glas getrunken habe, kann ich das noch immer nicht begreifen. Wie schon vor zwei Jahren.«
»Diesmal ist es endgültig ausgestanden.«
Wir nahmen nicht mehr den Weg zum Hubschrauber zurück. Heinz war der Ansicht, daß es keinen Sinn hatte, ihn zu starten. Der Rotor war eingefroren.
Also liefen wir zu Fuß zurück nach Kandersteg. Es dauerte eine Weile, bis wir das Gasterntal hinter uns gelassen hatten und an der Hauptstraße standen. Dort hatten wir das Glück, ein freies Taxi zu finden. Der Fahrer brachte uns zum Royal-Hotel Gemmi, wo Herr Contini uns anstarrte, als kämen wir vom Mars. Mit eckigen Bewegungen trat er hinter der Rezeption hervor.
»Sie?« hauchte er.
»Ja«, sagte Heinz Stahlmenger, »wir.«
»Ohne Hubschrauber?«
»Der steht am *Waldhaus,* aber das ist zweitrangig. John Sinclair hat es geschafft. Es gibt keinen Thomas mehr.«
»Und die Hexe?«
»Auch nicht«, sagte ich leise.
In der Halle war es warm, und ich hatte das Gefühl, allmählich aufzutauen. Zusätzlich überfiel mich die Erschöpfung, so daß ich

nichts mehr sagte, sondern hoch in mein Zimmer ging, mir ein Bad einließ und mich ins heiße Wasser legte.

Dort fand mich dann Glenda, kurz bevor ich einschlief. Sie machte mich wieder wach, stellte keine Fragen und meinte nur, daß sie ein Bad vertragen könnte.

»Bei dir?« fragte ich grinsend.

»Nicht unbedingt«, erwiderte sie und begann damit, sich zu entkleiden…

Nun ja, manchmal muß man auch Kavalier sein. Es sei nur soviel noch gesagt. Glenda und ich blieben noch vier Tage in Kandersteg, und jeder Tag wurde zu einem Erlebnis. Dafür sorgten nicht zuletzt Heinz Stahlmenger und seine Frau, mit denen wir feierten, daß sich die Balken bogen.

ENDE

Nachwort

Liebe Grusel-Freunde, jeder, der nach Kandersteg fährt und das Gasterntal besucht, kann den Hexenstein besichtigen. Er liegt genau dort, wo ich ihn beschrieben habe. Ich selbst habe schon einen Stein auf ihn geworfen und hielt ebenfalls die alte Gasternbibel in den Händen, die auch existiert. Der Wirt des Lokals »Zum Steinbock« besitzt sie.

In dieser Geschichte spielten Personen mit, die tatsächlich existieren. Und ob es noch die Gastern-Hexe gibt, von der in Kandersteg so oft erzählt wird, das muß jeder selbst entscheiden, der das einsame Tal besucht. Ich wünsche viel Spaß und einen möglichst rutschfesten Hexenstein beim Werfen…